

Die Neue Welt.

Illustriertes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 23.

1883

Erscheint alle 14 Tage in Heften à 25 Pfennig und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

Böse Zungen.

Novelle von A. Titus.

Auf einen klaren und selbständigen Geist hätte diese alberne Fabel von der Lady und dem Reitknecht gar keinen Eindruck machen können; ein Mensch ohne Klassenvorurteile kann sich auch kein spähasterees Frauenzimmer denken, als ein solches, das sich bei der Wahl seines Geliebten bestimmen läßt durch die Form von dessen Händen oder durch seine Art zu essen. Aber Doktor Ambrosius war eine weiche und lenkbare Natur und die Frage des Bildungsunterschiedes hinterließ einen tiefen Eindruck bei ihm. Er fühlte zwar, daß er sich von einer unheilvollen Gewalt, von — einer bösen Zunge auf einen falschen Weg drängen lassen; er klammerte sich an hervorragende Beispiele, um die bösen Gedanken zu verschrecken. Er hielt sich vor, daß der Abstand zwischen Goethe und seiner schönen Christiane Vulpius ein weit größerer gewesen, als zwischen dem Doktor Ambrosius Gerlach und seiner Meta; er dachte an die Matilde Heinrich Heine's; an die Tochter des Schiffers Rikers aus Emmerich, die als Gräfin Wartenberg eine zeitlang in Preußen allmächtig war; er erinnerte sich, daß die vertraute Freundin Talleyrands von dessen aristokratischer und diplomatischer Bekanntschaft als ungebildet verschrien wurde und doch dem geistreichen Diplomaten genügte; er hielt sich vor, wie glücklich der Herzog Albrecht von Baiern mit der schönen und unglücklichen Baderstochter Agnes Bernauer gewesen, und die blonden Flechten seiner Meta standen nicht sehr hinter dem berühmten Haupt schmuck jener Agnes zurück.

Allein es gelang dem Doktor doch nicht, sich an diesen historischen Figuren emporzurichten. Die Schlange im Innern fraß an seinem Herzen und seine bis dahin so sonnige Laune schwand, seine Heiterkeit versiegte. Er erschien mit düsterer Stirn und unstättem Blick. Manchmal legte er sich die Frage vor, ob er nicht doch knabenhaft vor schnell gehandelt, als er sich so ohne weiteres mit dem Dienstmädchen verlobte! Aber hatte er sie nicht lange Zeit hindurch beobachtet und gab nicht die Brautzeit erst recht Gelegenheit, sie kennen zu lernen? Er hatte ihren Charakter tadellos gefunden; sie war bescheiden, lieblich, hingebend, sittsam und fleißig. Sie verstand allerdings weder französisch noch englisch zu radbrechen, noch auf dem Klavier zu klimpern; auch mochte sie die Feder nicht gewandt

führen und ein mangelhaftes Deutsch schreiben; Philosophie und Nationalökonomie waren ihr sicherlich böhmische Dörfer. Allein sie verstand es ebenso gewiß, einem Manne ein behagliches und gemüthliches Heim zu bereiten und zu erhalten, ihm die Sorgen von der Stirne zu scherzen und ihm, mit dem Dichter zu reden, Rosen auf den Pfad zu streuen. Niemand wird bestreiten, daß das Weib am begehrenswertheften ist, welches alle Vorzüge nach beiden bezeichneten Richtungen besitzt. Aber wo findet man ein solches? Die Erziehung unserer Frauen ist in der Wohlhabenheit nicht minder einseitig als in der Armut; nach welcher Seite hin man wählt, ist eine Sache der Neigung und des Geschmacks. Nichts aber ist verschlechtert, als wenn man bei solcher Wahl die Klassenvorurteile entscheiden läßt. Das Glück eines Menschenpaars kann nicht durch die künstlich verhärteten gesellschaftlichen Unterschiede bestimmt werden; ein tüchtigeres Unterfangen kann es kaum geben.

Das wußte der Doktor Ambrosius ungefähr, wenn er sich auch nicht ganz klar in der Sache war, aber der Wurm nagte an ihm. Meta bemerkte gar bald sein verdüstertes Aussehen; sie fühlte eine gewisse Erkältung bei ihm plazgreifen. Sie schwieg und vergoß heimlich Tränen. Auch der Doktor schwieg. Er brachte es über sich, darüber nachzudenken, ob es nicht besser wäre, Meta den Verlobungsring zurückzusenden. Allein er war ein ehrenhafter Mann und wußte, daß sein Zurücktreten dem Mädchen für das ganze Leben einen Maler anheften werde.

Die arme Meta war keine glückseligende Braut mehr. Am Abend vor der Hochzeit trat sie ihrem Bräutigam entgegen, der ernst und schweigsam am Fenster stand.

„Ambrosius,“ sagte sie mit zitternder Stimme, „du bist nicht mehr wie früher.“ Und eine Träne fiel verstohlen auf ihren wogenden Busen.

Er sah sie unwirksam an. „Wie so?“

„Es kommt mir vor,“ sagte sie schluchzend, „als ob du mich nicht mehr liebtest wie früher.“

„Du irrst dich, Meta.“

„Du sagst das so kalt, so geschäftsmäßig, Ambrosius. Ich werde dich immer lieben; wenn du aber nicht mehr glaubst mit mir glücklich werden zu können, dann sag' es. Heute ist

noch Zeit; morgen ist es zu spät. Wir müssen heute noch ins Klare kommen.“ Und ihre Tränen begannen von neuem zu fließen.

Ihr aufrichtiger Schmerz ließ ihn die Schlange in seiner Brust vergessen. Sie erschien so schön in ihren Tränen und war sicherlich nicht kokett genug, um es zu wissen. Er ward geführt.

„Sei ruhig Meta, ich liebe dich wie immer,“ jagte er zärtlich und zog sie an seine Brust. „Morgen bist du mein Weib und wir werden glücklich sein!“

Sie sah in seine Augen, die in Güte und Heiterkeit strahlten. Auch in Metas Gemüt kehrte der Sonnenschein zurück. Man sprach sich nicht weiter aus. Hätte man es doch getan! —

Meta war wieder eine glückliche Braut, worüber sich merkwürdiger Weise alle Mädchen der Stadt, die noch zu haben waren, ärgerten. Die wohlhabenden Mädchen gönnten ihr die „gute Partie“ nicht; die ärmeren und armen gönnten sie ihr erst recht nicht. Aber was fragt eine glückliche Braut nach dieser Mißgunst?

Die Hochzeit vollzog man im engen Kreise in Metas Familie und das neudemahlte Paar bezog ein hübsches, von einem Garten umgebenes Haus, das vor der Stadt stand. Doktor Ambrosius hätte gern eine Hochzeitsreise unternommen, allein die Witterung war ihm nicht geeignet. So verlebten sie die Flitterwochen ohne jeden Verkehr mit der Einwohnerschaft mit Ausnahme von Metas Verwandten, mit denen sie auch selten zusammentrafen.

Ein Freund in Paris, an den der Doktor geschrieben und dem er alles genau auseinandergesetzt hatte, hatte den Rat gegeben, Ambrosius möge sich in einer großen Stadt niederlassen, wo er den bösen Zungen der Kleinstädter vollständig entrückt sei.

Doktor Ambrosius, welcher dem Lärm der großen Städte fern bleiben wollte, ging nicht darauf ein. Und das war ein Fehler.

Denn es gab Tage, wo sich Doktor Ambrosius recht herzlich langweilte. Zuweilen wird auch der glücklichste Gatte des Küßens und Kosens überdrüssig und Flitterwochen dauern ohnehin nicht ewig. Während Doktor Ambrosius früher, zu seiner Junggefellenzzeit, nur wenig in Gesellschaft gekommen war, verlangte ihn nun nach Umgang mit Männern. Hätte ihm solcher Umgang zu Gebote gestanden, so würde er ihn wahrscheinlich verschmäht haben. Da er ihn aber nicht hatte, so verlangte ihn darnach. Er wurde verdrießlich und gallig, wie alle Menschen, die der Zerstreuung bedürfen und sie nicht haben. Früher hatten ihm seine Bücher genügt. Nun aber hatte er lernen gelernt, daß es auch noch andere Lebensgenüsse gäbe, als sich in alten Schwarten zu vergraben; die bisher unterdrückte Frische seiner Natur war hervorgebrochen. Er wollte sich amüsiren, ein wenig toll sein; er wäre glücklich gewesen mit seinem jungen Weibe in Gesellschaft fröhlicher und gleichgesinnter Menschen. Und nun saß er einsam unter einer Klatschsuchtigen und spießbürgerlichen Bevölkerung, die wie durch eine chinesische Mauer von ihm getrennt war.

Statt nach irgend einer Seite hin eine kräftige Initiative zu ergreifen, überließ er sich seinem Unbehagen. Vergebens bot seine reizende junge Gattin all ihre Liebenswürdigkeit auf; er ließ sie seine Unzufriedenheit im vollsten Maße fühlen. Bald hielt er auch mit Vorwürfen nicht mehr zurück und sagte Meta gerade heraus, daß die Verbindung mit ihr es sei, welche ihn derartig isolirt habe. Sie mußte für seine Vereinsamung büßen.

Der jungen Frau, die ihren Gatten zärtlich liebte, fielen diese Vorwürfe und Anklagen schwer aufs Herz. Sie vergoß heimlich viele Tränen und quälte sich ab, auf einen Gedanken zu kommen, der ihr aus ihrer traurigen Lage helfen könne. Aber sie fand keinen, und so ertrug sie von Tag zu Tag ihr Geschick mit Geduld, aber auch mit unendlicher Bangigkeit. Gerne hätte sie ihren Mann bewogen, das unheilvolle Klatschneß zu verlassen, allein sie wagte einen solchen Vorschlag nicht, weil sie fürchtete, ihr Mann möge dann Grund zu neuen Anklagen finden.

Um diese Zeit — es mochten etwas über vier Monate nach der Hochzeit verflossen sein — erschien eine Persönlichkeit auf dem Schauplatze, welche bedeutende Veränderungen herbeiführen sollte. Ein Vetter Metas, Kurt Kohlfs, war nach etwa zwanzigjähriger Abwesenheit zurückgekehrt. Kurt, der etwa deßig Jahre zählen mochte, war seiner Zeit, was man so sagt, ein verdorbener Junge gewesen und hatte bei drei Lehrmeistern nicht gut getan. Schließlich war er eines Tages verschwunden und man hörte lange Zeit nichts mehr von ihm, bis die Nachricht einlief, daß er als Matrose Dienste genommen habe. Nunmehr war er zurückgekehrt mit mehreren hundert Talern in der Tasche, die er nach beliebiger Seemannsart am Lande aufzubrauchen gedachte, um dann wieder das Meer zu befahren.

Kurts prahlerisches und abenteuerliches Wesen brachte die neugierigen Kleinstädter bald in Bewegung. Er lag Tag und Nacht in den Wirtshäusern und da man immer noch viel von seiner schönen Base Meta und ihrer guten Partie sprach, so wurde bald seine Aufmerksamkeit auf das Ehepaar gelenkt. Von den Dünsten des Weines umfangen, vermaß er sich, dem Herrn Doktor den Kopf zurechtsetzen zu wollen. Sich auf seine Verwandtschaft berufend, erschien er denn auch eines Tages in dem Hause des Doktor Ambrosius. Die Dienstboten stellten neugierig die Köpfe zusammen; der Doktor empfing den ihm unympathischen Seemann kalt; Meta, die seine verdorbene und boshafte Natur kannte, blieb gemessen und zurückhaltend. Seine plumpen Scherze fanden keinen Anklang; man verabschiedete sich frostig.

In den Wirtshäusern prahlte Kurt natürlich, daß er dem hochmüthigen Doktor gezeigt habe, was eine Harke sei. Die neugierigen Zuhörer, denen es ein willkommenes Stoff für ihren Stadtklatsch war, von den Vorgängen in der Häuslichkeit des Doktors und Metas etwas zu vernehmen, glaubten die Lügen, die ihnen der prahlerische Seemann vortrug, und ermunterten ihn in seinem Vorhaben, öfter dort Besuche zu machen, von denen sie sich noch pikanteren Stoff versprachen, besonders da Kurt sich geberdete, als ob er sich der besonderen Huld Metas zu erfreuen habe. Der Glende wußte wohl schwerlich, welches Unheil er damit anrichtete, denn schon am anderen Tage erhielt Doktor Ambrosius einen anonymen Brief, der ihm ein strafliches Verhältnis zwischen Kurt Kohlfs und seiner Frau denunzirte. Ambrosius, den der Besuch Kurts ohnehin nichts weniger als angenehm berührt hatte, geriet in die heftigste Aufregung, beschloß aber, sich nichts merken zu lassen und abzuwarten, ob die Tatsachen dem entsprächen, was in dem Briefe behauptet war.

Den Tag darauf kam Kurt Kohlfs wiederum und stellte sich, als ob er von der frostigen Ausnahme bei seinem ersten Besuche gar nichts wisse. Er war offenbar angetrunken, wie sein rotes Gesicht und seine schwinmenden Augen bewiesen; der ohnehin nicht angenehme Ausdruck seines Gesichts wurde dadurch noch bedeutend abstoßender, daß heute ein höhnisches Grinsen öfter über seine Züge sich verbreitete.

Doktor Ambrosius befand sich gerade auf einem Spaziergange und Meta sah sich genötigt, den Besuch allein zu empfangen. Sie schrak vor dem abschreckenden Aussehen Kurts zurück, sie fühlte auch gleich, daß er zuviel getrunken haben müsse, allein sie nahm sich zusammen und bat ihn mit ruhiger Würde, plaz zu nehmen. Vor dem frechen Blick, den er auf sie richtete, schlug sie unwillkürlich die Augen nieder.

„Ist der Herr Vetter nicht zu Hause?“ fragte Kurt.

„Er ist spazieren gegangen,“ war die Antwort.

„Welch Glück, meine schöne Base allein zu Hause zu treffen!“ sagte er mit einem widerlichen Lächeln.

„Was soll das heißen?“ fragte Meta mit einem verächtlichen Kränfeln der Oberlippe.

„Daß ich dich liebe, meine teure Meta,“ sagte Kurt. „Ich habe um so besser Gelegenheit, dir dies zu sagen, als dein Herr Gemahl hoffentlich nicht so rasch zurückkehren wird.“

Er rückte ihr dreist näher und versuchte seinen Arm um ihre Taille zu legen. Meta stieß ihn zurück und erhob sich voll Stolz und Entrüstung.

„Unverschämter,“ sagte sie, „ich werde dich hinausbringen lassen, wenn du dich nicht sogleich entfernst.“

Sie wich zurück, aber Kurt, sei es nun, daß die Trunkenheit seine Leidenschaft entflammt hatte oder daß ihn sonst eine böse Eingebung trieb — genug, er fiel vor der jungen Frau nieder und suchte ihre Knie zu umfassen, indem er einzelne unartikulirte Laute hervorstieß.

Meta sah sich angstvoll um — da — in diesem Moment trat Doktor Ambrosius in das Gemach. Er blieb gleich einer Bildsäule stehen.

Meta sah noch, wie Kurt, feige und gebückt, wie ein im fremden Obstgarten ertappter Schuljunge die Türe gewann und an ihrem verächtlich auf ihn niederblickenden Gatten vorüber hinausvoltage. Sie fühlte, daß sie das Opfer eines Vubenstreichs und einer fürchterlichen Verkettung von unglückseligen Umständen sei; sie sah in das Gesicht ihres Mannes, dessen Züge alle Leidenschaften des Zorns spiegelten und in deren Ausdruck sich Härte, Schmerz und Verachtung um den Vorrang stritten. Das arme Weib sah ein, daß sie weder mit Vernunftgründen noch mit Sanftmut den langbesürchteten Ausbruch seines Zornes werde bändigen können; ihre lang gequälten Nerven versagten endlich die gewohnten Dienste und sie sank in eine tiefe Ohnmacht.

Als sie wieder zum Bewußtsein kam, lag sie auf dem Ruhebett ihres Schlafgemachs; von den Diensthöten war niemand vorhanden, der sich um sie bemüht hätte. Eine beängstigende Dede umgab sie, und sie sann über die Ereignisse nach, die wie ein wüster Traum sich hinter ihr türmten — da vernahm sie den festen Schritt ihres Gatten und gleich darauf erschien er im Zimmer. Sein Gesicht war wie verfeinert in Härte und Hohn.

„Befinden Madame sich wieder wohl?“ fragte er mit eisigem Tone.

Meta zuckte jäh zusammen; ihr Antlitz ward abwechselnd blaß und rot. Sie erhob sich mühsam, wankte zu ihm, fiel vor ihm nieder und indem sie ihr tränenüberströmtes Antlitz zu ihm erhob, sagte sie leise:

„Ambrosius, erkenne mich nicht! Ich bin unschuldig!“

Er stieß ihre Hand von sich und lachte grell auf.

„Wenn ich mich noch über etwas ärgern könnte, so wäre es der Umstand, daß du mich für so töricht hältst und glaubst, mit deinen lügnereischen Worten mir ausreden zu können, was ich mit meinen eigenen Augen gesehen.“

„Höre mich nur erst an!“ bat Meta.

„Was könntest du mir sagen wollen?“ erwiderte er rauh. „Schon bevor ich mit dir getraut wurde, hat man mir mitgeteilt, daß ich auf deine Treue nicht werde rechnen können.“

Sie richtete sich hoch auf und ihre großen Augen hefteten sich angstvoll auf die seinen. „Und das hast du geglaubt?“

„Nein,“ schrie er mit rauhem Lachen, „das ist eben das Unglück, daß ich es nicht geglaubt habe. Ich Narr habe erst abwarten müssen, bis ich den handgreiflichen Beweis geliefert bekam. Nun ist der Beweis aber da, und ich muß mich vor der ganzen Welt als denjenigen auslachen lassen, der mit all seiner Gelehrsamkeit von seinem — Dienstmädchen dupirt worden ist. Eine herrliche Zukunft, die ich nebst dir hauptsächlich deinem Herrn Vater zu verdanken habe, der wohl gewußt hat, warum es ihm mit Verlobung und Hochzeit so sehr pressirte.“

Er rannte mit großen Schritten im Zimmer auf und ab, zuweilen ein kurzes und rauhes Lachen hervorstoßend.

Meta versuchte nochmals gegen seinen Zorn anzukämpfen. „Du tust mir entsetzlich Unrecht, Ambrosius,“ sagte sie, „am meisten dadurch, daß du mir keine Möglichkeit gibst, mich zu verteidigen.“

„Das hast du gar nicht nötig,“ sagte er wütend; „du bist ja meine Frau und ich bin an dich geschmiedet für alle Fälle!“

Sie fuhr zusammen, aber sie geriet nicht in Erregung. Sie blieb sanft und fest.

„Ich werde noch in dieser Stunde das Haus verlassen, in dem ich dir lästig werde. Der Schein ist gegen mich und das Unglück hat mich zu seinem Opfer ersehen.“

„Natürlich!“ höhnte er.

„Es war nicht recht,“ fuhr sie ruhig fort, „mich mit einem entehrenden Verdacht zu belasten“ —

„Der sich bestätigt hat,“ fiel er ein.

„Und auf fremder Leute Worte mehr zu hören, als auf die der eigenen Frau — ohne sich erst Gewißheit verschafft zu haben.“

„Ich habe mir die Gewißheit verschafft, daß du mich nicht mehr täuschen sollst.“

„Nun, ich gehe schon,“ sagte Meta ruhig und wandte sich.

„Natürlich zu dem Geliebten deiner Jugend,“ sagte er höhnlisch.

Sie wandte sich noch einmal um. „Ambrosius,“ sagte sie mit zitternder Stimme, „möchtest du nie bereuen, mich so behandelt zu haben!“ —

Er war allein. Nach einer Viertelstunde sah man eine verhüllte weibliche Gestalt raschen Schrittes das Haus verlassen und in dem kühlen regnerischen Abend verschwinden. —

Aber auch Doktor Ambrosius entfloß. Schon am dritten Tage fühlte er sich in dem nun vereinsamten Hause nicht mehr heimisch. Er hatte geglaubt, mit Metas Eltern eine harte Auseinandersetzung bestehen zu müssen. Aber es kam niemand, und das ärgerte ihn, wie es ihn geärgert hätte, wenn jemand gekommen wäre. Dann hoffte er immer, Meta werde irgend etwas von sich hören lassen. Aber sie gab kein Lebenszeichen; er blieb allein in den Räumen, die ihm nun verödet erschienen, nachdem sie sein Glück und dessen Abschluß gesehen.

Es regten sich doch leise Gewissensbisse bei ihm. Wie, wenn er ihr doch Unrecht getan! Konnte den all ihre Zärtlichkeit nur Heuchelei gewesen sein? War ihr Abschied der einer Frau, die ihren Mann betrogen hat? Waren denn diese sanften blauen Augen wirklich nur die Verhüllung einer häßlichen und gemeinen Seele?

Er zwang sich dazu, in diesen Regungen seines Herzens Schwächen zu erblicken und sich über dieselben hinwegzusetzen. Aber im Hause litt es ihn nicht mehr. Die Räume, welche die Zerstörung seines Glückes gesehen, wurden ihm unerträglich. Auch wollte er dem nun unvermeidlichen Stadtklatsch ausweichen. Er vertraute sein vereinsamtes Hauswesen seinem alten Gärtner und dessen Frau an, von denen er wußte, daß sie ihm ergeben waren. Die übrigen Diensthöten entließ er. Dann packte er seine Koffer und ging auf Reisen, nachdem er noch bei seinem alten Gärtner reichliche Geldmittel deponirt hatte für den Fall, daß Meta wieder auftauchen würde. Sie sollte keine Not leiden. Auch sollte sie das Haus jederzeit beziehen können. Der alte Gärtner wurde verpflichtet, von allen etwaigen derartigen Vorfällen dem Doktor Ambrosius sofort Nachricht zu geben. Dieser war immer ein guter Herr gewesen und dem alten Hausbesorger und seiner Frau standen die Tränen in den Augen, als der Doktor sich so bleich und verstört verabschiedete.

Er wollte reisen und vergessen. Das Reisen wurde ihm wohl leicht, aber das Vergessen viel schwerer.

Die Küsten der nordischen Meere mit ihrem Flachlande schienen ihm nicht geeignet, seinen Gedanken eine andere Richtung zu geben. Im Norden erinnerte ihn alles an Sie, Sprache, Tracht und Sitte. Er wollte das Ferne und das Fremde aufsuchen. Und so kam er nach dem sonnigen Süden, ins Land, wo die Zitronen und die Goldorangen blühen, nach Italien. Als er die Alpen hinter sich hatte, glaubte er zwischen der Vergangenheit und sich eine Scheidewand errichtet zu haben. Aber er täuschte sich; er sollte erfahren, daß man sich nicht so rasch losreißt von Menschen, mit denen man glücklich gewesen ist.

Er besah Venedig, die Königin der Adria, und bewunderte die Ueberreste jener stolzen republikanischen Seeherrschaft; er sah die Kunstschatze von Florenz; er stand in der Siebenhügelstadt an der Tiber vor den stummen Zeugen einer gewaltigen Vergangenheit. Nach dem schönen Neapel und nach dem romantischen Sizilien trieb es ihn; er schaute in den Krater des Vesuv und besah die berühmte blaue Grotte von Capri.

Wie oft hatte er sich in jungen Jahren darnach gesehnt, dies von der Natur und Kunst gleich herrlich geschmückte Italien besuchen zu können! Nun aber, da dieser Wunsch erfüllt, konnte er nicht mehr zu der alten Begeisterung gelangen. Kunst und Kunstschätze interessirten ihn sehr; die schöne Natur des Landes noch mehr. Er trank auch den feurigen Falernerwein sehr gern, der Horaz zu seinen schönen Versen begeistert hat, und er fand, daß die Römerinnen mit ihren feurigen Augen, dunkeln Locken und schlanken Gestalten recht schön waren. Aber er hatte ein Gefühl, als ob sein Inneres, der Mittelpunkt seiner Gefühle und Interessen, in zwei ungleiche Räume abgeteilt sei. Der kleinere Raum war angefüllt mit den Interessen für die Schönheiten von Kunst und Natur, der größere aber ließ eine empfindliche Leere verspüren, die weder in Rom, noch in Venedig, noch in Neapel, noch in Sizilien ausgefüllt werden konnte. Es gab nur ein Wort, das andeutete, wie diese Leere auszufüllen sei, und dies ein Wort hieß: Meta!

Zawohl: Meta! Das gestand er sich, nachdem er die Insel

Sizilien kreuz und quer durchzogen und sich in dem Städtchen Marsala, an der Westküste, zur kurzen Rast niedergelassen hatte. Der berühmte feurige Marsalawein wollte ihm gar nicht schmecken. Früher hätte er sich in die Denkwürdigkeiten dieses uralten Ortes versenkt; heute dachte er gar nicht daran, wie heiß hier Karthager und Römer einst um den Besitz von Sizilien gestritten; er hatte auch vergessen, daß hier im Jahre 1860 Garibaldi mit seinen „Tausend“ gelandet war. Er dachte an ganz andere Dinge. Sein alter Gärtner hatte ihm nie etwas von Meta gemeldet; er hatte darum bei ihm angefragt, ob sie kein Lebenszeichen gegeben. Auch nach Kurt Kohns hatte er gefragt. Die Briefe hatte er nach Marsala bestellt. Er fand sie vor und der Gärtner meldete ihm, daß Kurt Kohns wenige Tage nach seiner (des Doktors) Abreise in einem Kaufhandel erstochen worden sei, daß man aber von Meta gar nichts mehr gehört habe und daß ihre Eltern jede Auskunft verweigerten. Kein Mensch sonst im Städtchen wisse, wo sie sich befinde; im elterlichen Hause aber sei sie sicherlich nicht. (Schluß folgt.)

Jägers Theorie.

Von Dr. Richard Ernst.

Die Hefte 15 und 16 dieser Zeitschrift brachten einen Artikel über die Jägersche Seelentheorie und was damit zusammenhängt. Der Herr Verfasser jenes Artikels sieht in der Seelentheorie Jägers eine epochemachende Entdeckung, ja er verspricht sich von derselben die vollständige Lösung des Lebensrätsels, den Schlüssel zu den innersten Kammern der Biologie, welche bis jetzt der Forschung verriegelt und versiegelt blieben. — Ich meinerseits denke etwas kühler über die Sache; ja, bei Licht besehen, erscheint mir die Jägersche Seelentheorie gerade so nichtsfragend wie die Seelenlehre der Theologen, d. h. als ein unter neuem Namen auftretendes *asylum ignorantiae*. Denn was soll damit erklärt sein, wenn angenommen wird, die Seele sei eine dusterzeugende Substanz? Sind wir damit dem Verständnis des biologischen Problems auch nur um einen Schritt näher gerückt? Wenn das Wort Seele im Munde eines Naturforschers irgend einen Sinn haben soll, so kann damit nur das gemeint sein, was die organischen Wesen von den anorganischen Dingen unterscheidet.

Nun wissen wir längst, daß dies die Zelle ist; was die Wissenschaft aber bis jetzt unbeantwortet lassen mußte, ist die Frage: Welches sind die Bedingungen, unter welchen sich das Anorganische zur Zelle bildet und welche Kraft liegt sämtlichen biologischen Erscheinungen zu Grunde? Oder um mit Jäger zu reden: Wir kennen so ziemlich die Mechanik des lebenden Körpers, wir kennen die Lokomotive und die Geseze, nach welchen sie wirkt, aber der Lokomotivführer hat sich bis jetzt unserer Nachsicht zu entziehen gewußt und man nannte ihn die Seele. Nun sagt uns Herr Jäger, die Seele sei ein riechbarer Stoff. Es mag ja nun wohl wahr sein, daß sich damit manches biologische Phänomen erklärt, wenn man annimmt, daß diejenigen Bestandteile des Protoplasma, welche riechbar sind, zugleich die eigentlichen Träger der Lebenserscheinungen sind. Damit ist aber der Kern der Frage ganz und gar nicht beantwortet. Die Bedeutung der Jägerschen Entdeckung, vorausgesetzt, daß sie sich bewahrheiten sollte, liegt also nur darin, daß er die riechbaren Bestandteile des Protoplasma als die Seele bezeichnet. Dies berechtigt doch aber Herrn Jäger gewiß nicht, sich als Entdecker der Seele aufzuspielen, oder man müßte denn beispielsweise auch nicht Kopernikus als Begründer des kopernikanischen Systems bezeichnen, sondern Kepler, da er durch seine drei Geseze erst dasselbe vervollständigt hat. Jägers Redensarten über seine Seelenentdeckung, die vielleicht zum wissenschaftlichen Köpfen imponieren mögen, sind vielmehr geeignet, seine wissenschaftlichen Untersuchungen zu diskreditieren wie seine neueste Erfindung des von ihm sog. „Stimmzaubers“ u. dgl.

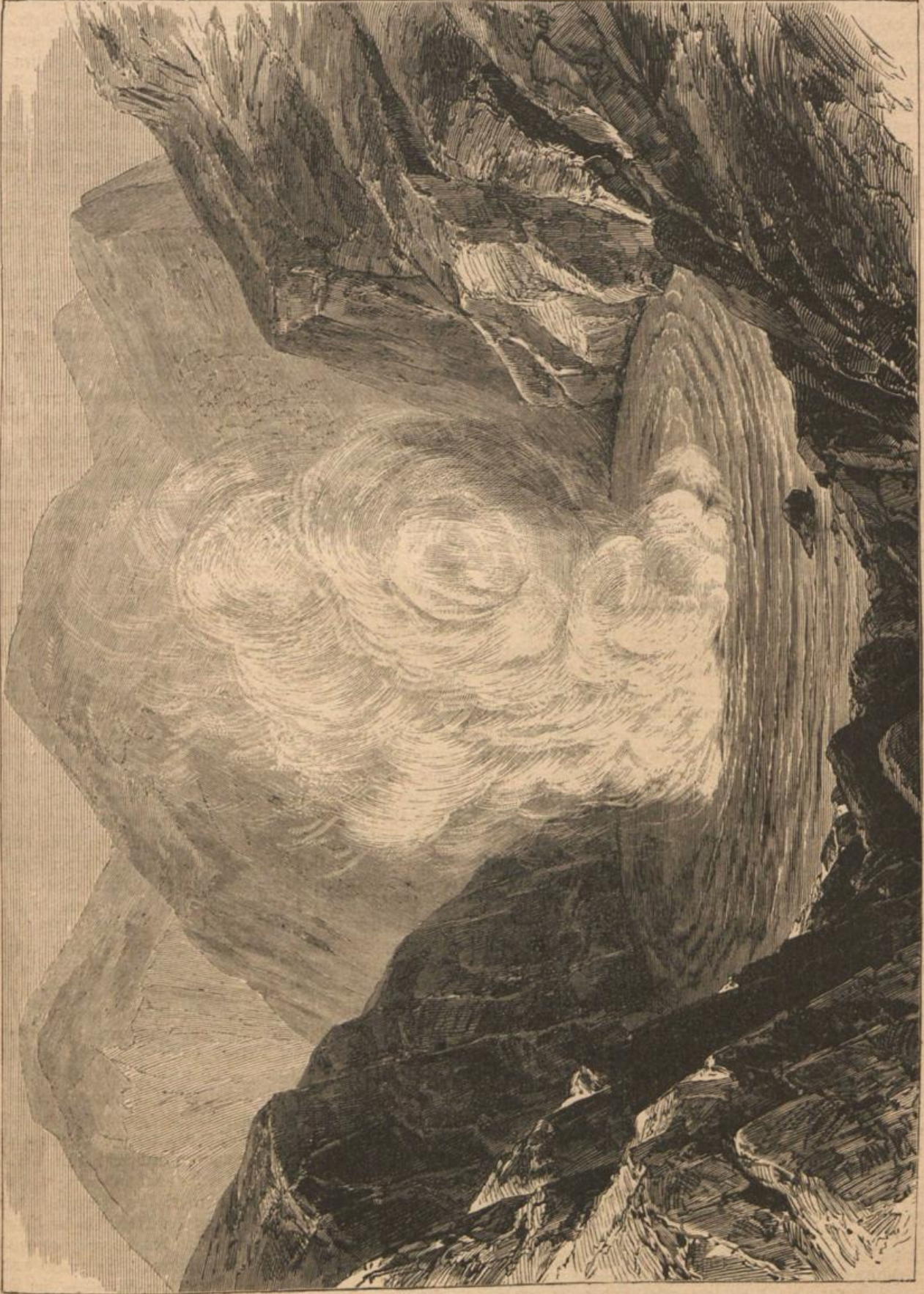
dazu angetan ist, bösen Zungen Gelegenheit zu geben, ihn der Charlatanerie zu zeihen.

Was nun an Jägers Entdeckungen bezüglich der Zellenubstanzen und ihrer speziellen Funktionen Wahres ist, hierüber zu urteilen ist Sache der Fachmänner. Ein doppeltes Verdienst aber werden wir Jäger unbedingt zugestehen dürfen, nämlich 1) daß er mit seiner wollenen Normalkleidung die hygienische Seite der Bekleidungsstoffe betont und die Vorteile der Wollenfaser vor der Pflanzfaser (die er freilich mit seinem Wetterfest, Seuchensfest, Affektfest ins Aschgraue übertreibt) hervorgehoben hat und praktisch zur Geltung zu bringen weiß; 2) daß er über das Wesen der Düfte gründliche Untersuchungen angestellt und eine Wissenschaft der Düfte, eine Odorologie, wenn ich so sagen darf, angebahnt hat. Freilich, mit den Schlagwörtern: „Luftduft, Anluftduft, Angstduft“ hat sein Pferd wieder jene Kapriolen geschritten, die uns bei Jäger nicht mehr überraschen, denen er aber vielleicht gerade seine Popularität verdanken mag. Denn, wie Zimmermann einmal sagt, „die Vernunft ist wie reines Gold, zu weich, um Façon anzunehmen; es muß erst ein tüchtig Stück Kupfer, so eine Portion Berrücktheit darunter getan werden, dann ist dem Menschen erst wohl, dann macht er Figur und stellt seinen Mann.“ Denn wenn es auch zutreffen sollte, daß der Mensch im Wohlbefinden und in der Freude anders duftet als in der Anluft und der Leidenschaft, so hat man noch lange kein Recht zu jener höchst einseitigen Kategorisierung und den darauf gebauten Behauptungen.

In diesem Artikel soll nun Einiges von der Jägerschen Geruchslehre dargestellt werden; d. h. nicht die seltsamen Schlüsse, die er zieht, sondern die Tatsachen, die er zum Teil selbst gefunden und die er zu systematisieren sucht.

Jäger geht von der Erfahrung aus, daß jede Tierart ihren spezifischen Ausdünstungsgeruch hat (wie das Fleisch jeder Tierart seinen spezifischen Geschmack hat und wie die Pflanzen ihre spezifischen Gerüche haben). Selbst ein ungeschultes Geruchsorgan (?) wird mit verbundenen Augen ein Pferd von einem Rind, eine Ziege von einem Reh, einen Hund von einer Katze, einen Warden von einem Fuchs, eine Krähe von einer Taube, einen Papagei von einer Henne, eine Eidechse von einer Schlange zu unterscheiden vermögen. Der Ornithologe Dr. Julius Hoffmann, Jägers Freund, hat sogar diesen überzeugt, daß man auch eine Rabenkrähe und eine Rebellkrähe, also Lokalformen dergleichen Art, am Ausdünstungsgeruch mit Sicherheit unterscheiden kann.

Der Satz vom spezifischen Geruch (und Geschmack) wird nun von Jäger zunächst folgendermaßen erweitert: Nicht bloß jede



Der kochende See auf Dominika. (Seite 591.)

morphologische Art hat ihren spezifischen, von dem der nächstverwandten Art verschiedenen Ausdünstungsgeruch, sondern auch jede Rasse, jede Varietät und in letzter Instanz sogar jedes Individuum.

Ueber das letztere belehrt uns allerdings unser verwahrloster eigener Geruchssinn kaum mehr, dagegen der hochentwickelte Geruchssinn des Hundes durch die Tatsache, daß ein feinnasiger Hund die Spur seines Herrn mit derselben Bestimmtheit (?) von der anderer Menschen unterscheidet, mit der wir die Individuen mittels unserer physikalischen Sinne auseinanderhalten. Für den hier aufgestellten Satz führt Jäger noch folgende Tatsachen an. Wenn der Imker einem weisellos gewordenen Bienenstock eine neue Königin geben will, so muß er sie verwittern, d. h. ihr den Ausdünstungsgeruch beibringen, welcher dem ganz bestimmten Stock eigen ist, und manche Umstände sprechen dafür, daß die Biene eines Bienenstocks und die Ameise einer bestimmten Kolonie für die Bewohner eines anderen Stocks oder einer anderen Kolonie einen fremden Geruch hat. — Bei den monogamischen Tieren ist die Sicherheit, mit der sich die Ehegatten stets, selbst in der Nacht, zusammenfinden, ohne Annahme eines Individualgeruchs schlechterdings nicht zu erklären.

Weiter ergänzt Jäger den Satz vom spezifischen Geruch (und Geschmack) dahin: Es gibt nicht bloß Individual-, Varietäten-, Rasse- und Speziesgerüche, sondern auch Gattungs-, Familien-, Ordnungs-, und Klassengerüche, d. h. die Speziesgerüche der verschiedenen Arten einer Gattung zeigen bei aller Verschiedenheit eine deutliche, oft sehr auffällige Uebereinstimmung, und dasselbe gilt von den Gerüchen der Gattungen derselben Familie, Ordnung, Klasse etc.

Prägnanten Gattungsgeruch haben unter den Säugetieren z. B. die Marder, die Katzen, die Stinttiere, die Ziegenarten, Einhufer, Antilopen, Hirsche. Unter den Vögeln ist der Taubengeruch, Rabengeruch, Geiergeruch, Reihergeruch, Straußengeruch für unsern Geruchssinn am faßbarsten. — Als Beispiele für die Uebereinstimmung der spezifischen Ausdünstungsgerüche größerer systematischer Gruppen führt Jäger an den Affengeruch, Wiederkäuergeruch, Nagetiergeruch, Schweinegeruch, Eidechsengeruch, Schlangengeruch, Amphibiengeruch, Fischgeruch. Jäger will sogar einen allgemeinen Säugetiergeruch, Vogelgeruch und Reptiliengeruch annehmen. — Von den wirbellosen Tieren gilt dasselbe. Der Geruch einer Schmetterlingsfamilie ist ein ganz entschieden anderer als der einer Käferfamilie und der Wanzengeruch ist allgemein bekannt. Die unter Baumrinden stehende Cossusraupe findet der Erfahrene sicher durch den säuerlichen Geruch, den sie ausströmt, ebenso die Kolonien des Grenitkäfers an dem Zuchtengeruch, vom Moshusbock, spanischer Fliege, Melos (Delfäfer) etc. nicht zu reden. Die Männchen der Sphingiden und Noctuen (Nachtfalter) finden ihre Weibchen auf Grund des spezifischen Ausdünstungsgeruchs bei stockfinsterner Nacht auf weite Distanzen.

Es ergibt sich also der Satz: Die Ähnlichkeit und Differenz der Gerüche steht in merkwürdig genauer Beziehung zu dem Grade der morphologischen Verwandtschaft.

Jäger untersucht nun weiter, inwiefern die Nahrung eines Tieres seinen spezifischen Geruch bedingt. Denn daß die Nahrung auf die Art des Geruchs einen wesentlichen Einfluß übt, steht fest. Ein Hund z. B., den wir mit Pferdefleisch füttern, duftet nicht bloß penetranter, sondern auch anders, als wenn wir ihn mit allerlei Küchenabfällen füttern, also als Omnivoren behandeln. Holmgrans hat bei Tauben, die er ausschließlich mit Fleisch fütterte, eine raubvogelähnliche Abänderung des Ausdünstungsgeruchs erzielt. Endlich wissen wir, daß durch den Genuß von Terpentinöl der Harn einen Weichengeruch erhält, und daß die aasfressenden Tiere, wie die Fischfresser, eine gewisse Ähnlichkeit im Ausdünstungsgeruch haben. (Daß die Nahrung den Geschmack wesentlich verändert, ist hinlänglich bekannt. Wir erinnern nur an das sogenannte „Graseln“ der Gänse, die statt mit Hafer gefüttert zu werden ihr Futter auf den Wiesen suchen.)

Andererseits aber muß der spezifische Geruch eines Tieres

schon dem Protoplasma eigen sein und kann nicht lediglich von der Nahrung herrühren. Der Mensch kann einen Hund oder ein Schwein noch so lange mit seinen Küchenabfällen, also mit dem füttern, was er selbst genießt, und doch entsteht keine Harmonie zwischen seinem Ausdünstungsgeruch und dem dieser Tiere. „Meine Affen in dem wiener Tiergarten bekamen fast genau die gleiche Nahrung wie ein Mensch und behielten ihren Affengeruch unverändert. Meine Pelikane, Reiher, Löwen, Fischottern, Kormorane, Seehunde erhielten zur Nahrung die gleiche Fischspezies jahraus jahrein; trotzdem behielt der Kormoran seinen rabenartigen Geruch, die Fischotter ihren an Moshus erinnernden Mustelengeruch, und zwischen Seehund und Fischreiher war, wenigstens für mein Geruchsorgan, die Differenz stets so groß, wie die zwischen einem Vogel- und Säugetiergeruch ist. Endlich frappierte mich vor einigen Jahren der mir ganz fremdartige Geruch der Leiche eines ja ebenfalls Fische fressenden Delfhins. Pferd und Kind, die jahraus jahrein das gleiche Heu und Stroh als Nahrung erhalten, verlieren nie die Differenz ihres Ausdünstungsgeruchs, und die Versuchsmäuse, die ich gegenwärtig lebendig halte und seit Monaten mit Brot füttere, haben ihren spezifischen Mausegeruch noch wie am ersten Tage.“

Es geht hieraus hervor, daß die Nahrung zwar die Geruchsspezifität beeinflusst, sie aber nicht einzig bedingt, vielmehr der spezifische Geruch schon dem Protoplasma zukommen muß, was sich freilich durch Experimente schwer nachweisen läßt.

Jäger weist nun auch auf die Rolle, welche die spezifischen Düfte im Gesellschaftswesen spielen, wobei er an die interessante Mitteilung von Dr. Fritz Müller über Schmetterlingsdüfte anknüpft. — Stellt man sich im Mai in einem lichten Buchenwalde zur Seite eines Stammes auf, an dem man ein Weibchen des Buchenspinners entdeckt hat, so wird man bald beim Ausfliegen dieses oder jenes Männchen da oder dort in gaukelnd revierendem Fluge dahin eilen sehen. Nähert es sich auf seinem Wege nicht zufällig auf geringere Distanz als 20—30 Schritt dem Stamm, so zieht es vorüber. Hat es dagegen sein Flug näher herangebracht — und wenn es unter den Wind kommt, so genügt auch eine Distanz von über 40 Schritten — so ändert es plötzlich seine Flugrichtung und stürzt schnurgerade auf den Stamm los, umkreist ihn suchend und gaukelnd ein und das anderemal, bis es das Weibchen entdeckt hat, um sich dann bei ihm niederzulassen. Daß das Männchen nicht durch den Gesichtssinn auf die angegebene Entfernung von der Anwesenheit des Weibchens Kunde erhält, wird durch die Fälle bewiesen, in welchen das Weibchen auf der entgegengesetzten Seite des Stammes sitzt. Es kann also auf der einen Seite nur der Geruchssinn, auf der anderen nur der Besitz eines spezifischen, auf so weiten Abstand wirkenden Ausdünstungsduftes die Vereinigung herbeiführen. — Noch in anderer Weise erhält der Schmetterlingsjäger Beweis hierfür. Hat man ein frisch gefangenes Weibchen eines Schmetterlings in eine Umhängschachtel gesteckt, so kann es einem begegnen, daß sich ein Männchen der gleichen Art zudringlich auf die geschlossene Schachtel setzt: es hat das Weibchen durch den geschlossenen Deckel hindurchgewittert. — Hat man das Weibchen eines Schwärmers gefangen, so kann man selbst mitten in Städten, entfernt von jeder Vegetation, Männchen, und zwar in staunenswerter Zahl, fangen, wenn man das lebende Weibchen Nachts im Zimmer an einem Faden um den Leib aufhängt; die Männchen stürmen ins Zimmer herein, und zwar nur solche der gleichen Art, und man macht dabei die Erfahrung, daß der Anflug zum Weibchen erst tief in der Nacht, in der Regel erst nach Mitternacht, beginnt, die Zeit der Dämmerung wird nur zum Nektarschmaus auf Blüten benutzt. Hat man auch den größten Respekt vor der Befähigung der Nachttiere, im Dunkeln zu sehen, so kann hier doch nur der Geruchssinn die genügende Erklärung geben.

Auch bei andern Tiergruppen treten uns Tatsachen entgegen, welche den Ausdünstungsduft zum Träger des Paarungsinstituts stempeln. Unter den Wirbeltieren sind es am unverkennbarsten

die Säugetiere, die im eminenten Sinn Nieschtiere sind. Bei allen Säugetieren nun, oder doch bei sehr vielen, geht der Paarung stets ein Beschnüffeln voraus. Bei den meisten Säugetieren ist ferner die Paarung an eine ganz bestimmte Zeitperiode, die Brunstzeit, geknüpft. Es zeigt sich nun deutlich, daß in dieser Periode eine Variation des Ausdünstungsgeruches, und zwar ohne Zweifel in qualitativer Weise, auftritt. Am leichtesten beobachtet man die Sache beim Hunde. Der männliche Hund verhält sich gegen die Fährte eines nicht-brünstigen Weibchens ziemlich gleichgültig, nimmt dagegen die einer brünstigen Hündin sofort wieder auf und dasselbe gilt von allen Säugetieren. Ganz neu und überraschend war uns folgende Mitteilung Jägers: „Bei wilden Tieren gelingt die Zähmung eines Männchens einer Frau leichter, die eines Weibchens dem Manne. Meine beiden zahmen Wölfinnen z. B. waren an mich und meine Kinder anhänglich wie Hunde, für Frau und Magd hatten sie nur Knurren und böse Blicke. Eine Hündin attachirt sich viel inniger und leichter einem Manne als ein Rüde, während es sich bei der Frau gerade umgekehrt verhält. Mancher Hundesfreund würde viel lieber eine Hündin halten, da die Frau aber nicht mit ihr auskommt, muß er sich mit dem Rüden begnügen. Daß die Stiere von einer Magd sich viel leichter behandeln lassen als von einem Knecht, ist eine nicht minder bekannte Tatsache. Meine Erfahrungen erstrecken sich über Marder, Füchse, Bären, Antilopen, Hirsche, Katzenarten, Zibetkazen und Papageien.“

Jäger führt auch diese Tatsachen auf den Ausdünstungsgeruch zurück, und er folgert, daß die Geruchsart jeder Spezies in zwei Modifikationen existirt, als männliche und als weibliche und daß je die eine als Aphrodisiakum auf den andern Teil wirkt.

Auch die nicht sexuellen Sympatien und Antipatien beruhen nach Jäger auf der Spezifität des Geruchs. Wenn man einer neugeborenen Kaze das Bild eines Hundes zeigt, so läßt sie das, auch wenn sie schon sehen kann, ganz gleichgültig; hält man ihr dagegen eine Hand vor die Nase, welche zuvor einen Hund gestreichelt hat, so verzieht sie das Gesicht und faucht. Das umgekehrte Experiment kann man bei der Kaze mit der Maus machen: ihr Bild läßt sie gleichgültig, ihr Ausdünstungsdunst erregt sofort ihre Begierde, weil er ihr instinktmäßig angenehm ist.

Daß sich die Tiere bei der Nahrungswahl ohnehin vom Geruchssinn leiten lassen, ist bekannt. Die Erzählung, der griechische Maler Apelles habe Trauben so täuschend gemalt, daß die Vögel danach geflogen seien, erklärt Jäger für eine Fabel, indem selbst diese exquisiten Augentiere sich bei der Nahrungswahl nach dem Geruch richten, und der Gesichtssinn erst hinterdrein an der Hand des Geruchssinn seine Entwicklung und Erziehung erfährt.

Weiter behauptet Jäger, daß ein und dasselbe Individuum in freudiger Erregung anders duftet als im Unlusteffekt, besonders in der Angst. Unter anderem führt er folgenden Fall aus seiner Studentenzeit an. Er und sein Fachgenosse Dr. Günther wollten behufs Fertigstellung eines Skeletts eine Kaze

töten. „Da wir es ungeschickt anfangen, gelang es uns erst nach mehreren verzweifelten Anstrengungen, wobei die Kaze ihren Harn auf dem Zimmerboden entleerte. Es erfüllte sich nun nicht bloß sofort das Zimmer mit einem intensiven Gestank, sondern dies wiederholte sich durch länger als ein Jahr jedesmal, so oft der Zimmerboden wieder aufgewaschen wurde. Auch Brehm sagt in seinem Tierleben, daß einem von Berittenen gehezten Wolfe, wenn er sich endlich in höchster Todesangst gelähmt und wehrlos stelle, ein abscheulicher Geruch entströmt. — Daß die Angstaufregung den Geschmack des Fleisches alteriert, ist bekannt. Das Fleisch von Hirschen z. B., die auf der Parforcejagd erlegt werden, ist so unschmackhaft, daß man es überall nur den Hunden zu fressen gibt. Um Hammelfleisch oder Schweinefleisch wild zu machen, d. h. ihm einen Wildpretgout beizubringen, hezt oder ängstigt man das Tier vor dem Schlachten. Angler wissen aus Erfahrung, daß selbst solche Fische, die von den Hausfrauen auf dem Markt als geschmacklos verachtet werden, wie z. B. die Rahe und der Schuppisch, vortrefflichen Wohlgeschmack haben, wenn man sie unmittelbar nach der Entziehung aus ihrem Element tötet, während sie allen Wohlgeschmack verlieren, wenn man sie entweder im Trocknen sich zu Tode zappeln oder in einer Legel oder einem Fischkasten sich abhängigen läßt.“

Von einem spezifischen Völkergeschmack hat schon Richard Andree im Korrespondenzblatt der Anthropologischen Gesellschaft (1876) gesprochen, und Jäger schließt sich ihm vollständig an. Es werden dafür mehrere Mitteilungen von Reisenden angeführt, welche namentlich die Spezifität des Negergeruchs konstatieren.

Auf den Geruchssinn wird auch von Andree der bei mehreren un- oder halbzivilisierten Völkern übliche Nasengruß zurückgeführt, darin bestehend, daß die einander Grüßenden die Nasen gegenseitig reiben. Der Nasengruß, schon von Linné in Lappland beobachtet, soll dort noch heutzutage bestehen. „Die lappische Begrüßung,“ sagt Fries, „besteht in einer halben Umarmung, wobei man die rechte Hand auf des andern linke Schulter legt, Wange an Wange und Nasenspitze an Nasenspitze reibt, mit dem Wunsche *därvan, därvan, wohl, wohl!*“

Duftorgane des Menschen und der Säugetiere sind nach Jäger die Haare, beim Vogel sind es die Federn.

In seine weiteren außerordentlich reich detaillierten Ausführungen wollen wir Herrn Jäger nicht folgen, da er mit denselben, wie uns scheint, mehr und mehr von der geraden Straße exakter Forschung abkommt und sich in die Zersfahrten der Phantastik verliert. Selbst das reiche Material an Tatsachen, das er auf Grund eigener und fremder Beobachtung beibringt, können wir nicht immer gläubig hinnehmen, da subjektive Befangenheit eine nicht geringe Rolle dabei gespielt zu haben scheint. Mit dem Vorstehenden dagegen glauben wir, das, was von der Jägerschen Theorie kerngesund ist, herausgegriffen zu haben, und es genügt unseres Erachtens hinlänglich, die physiologische Bedeutung der animalischen Düfte wie des Geruchssinns zu erkennen und zur besseren Ausbildung des bisher so sehr vernachlässigten Geruchssinns anzuregen.

Charles Dickens, sein Leben und seine Werke.

Charles Dickens, der größte Humorist Englands, ist einer der wenigen Schriftsteller, welche schon bei Lebzeiten in ihrem Vaterlande warme Anerkennung und Bewunderung fanden; in Deutschland dagegen wurde ihm erst in neuerer Zeit die volle Würdigung zuteil, welche sein seltenes, eigenartiges Talent verdient.

Charles Dickens wurde am 7. Februar 1812 in Landport auf Portssea geboren; Portssea ist, wie bekannt, eine kleine Insel am Eingang des Hafens von Portsmouth. Sein Vater, John Dickens, war ein kärglich besoldeter und vielbeschäftigter Beamter im Bahnamt der Marine und am Dockyard von Portsmouth angestellt; seine Mutter, Elisabeth Barrow, war eine

gutmütige, fleißige Frau, allein ihre vielen häuslichen Sorgen und die zahlreiche Familie ließen ihr nicht viel Zeit übrig, sich eingehend um die geistige Erziehung Charles und seiner Geschwister zu kümmern.

Dickens Vater wurde einige Jahre nach der Geburt Charles von Portsmouth nach London versetzt, wo die Familie in Norfolk-Street, nahe dem Middlesex-Hospital wohnte. Wir finden in Dickens Werken manche Erinnerungen an diesen Aufenthalt. Schließlich wurde Dickens Vater in dem Dockyard von Chatham angestellt; dort wohnte die Familie in St. Mary's Place; in der nächsten Nachbarschaft befand sich ein Betsaal der Baptisten, Providence Chapel; der junge Geistliche dieser

kleinen Gemeinde, Mr. William Giles, welcher dort eine Schule errichtet hatte, war ein liebenswürdiger, gutherziger Mann; dieser war, — außer Dickens' Mutter, welche ihren Sohn im Lesen und in den ersten Anfangsgründen unterrichtet hatte — der erste Lehrer des kleinen Knaben und auch der Erste, welcher Dickens für ein talentvolles, geistig begabtes Kind erklärte. Dickens hat diesem Lehrer ein dankbares, liebevolles Andenken bewahrt, was für Lehrer und Schüler gleich ehrenvoll ist.

In London wurde Dickens zuerst mit allen jenen ernsten und düsteren Eindrücken bekannt, welche durch die immer wiederkehrenden Geldverlegenheiten seines Vaters entstanden, er hat dieselben in seinem Roman „David Copperfield“ mit Meisterhand geschildert. Unser Herz wird von tiefem Mitleid erfaßt, wenn wir erfahren, daß das 9½-jährige Kind sich den Kopf zerbrach über den Inhalt eines gewissen, von ihm „Urkunde“ genannten Schriftstückes, welches das Arrangement seines Vaters mit dessen Gläubigern enthielt. Nun mußte sich die Familie auf das äußerste einschränken und bezog eine Wohnung in Bayham Street, im ärmlichsten Teil der londoner Vorstädte. Es war eine traurige, elende Wohnung, düster, kalt, ohne Garten, mit einem schmutzigen Hofe. Der arme kleine Charles darbt hier an Leib und Seele; er hatte keinen Umgang, keinen Unterricht, keine Zerstreuung. Er sagte über diese kummervolle Jugendperiode in späteren Jahren folgendes: „Wenn ich in der kleinen Dachkammer an dasjenige dachte, was ich verloren, indem wir Chatham verließen, hätte ich Jahre meines Lebens darum gegeben, eine Schule besuchen zu dürfen und die Wohlthat eines geregelten Unterrichts zu genießen.“

Diejenige Schule, in welche die traurigen Verhältnisse seines Vaters ihn brachten, war eine allzu herbe, von welcher der Dichter so richtig sagt: „Von allen Schulen ist die härteste die Schule des Lebens und der Armut; es gibt viele, welche nur gebrochenen Herzens daraus hervorgehen.“

Nicht so Dickens. Er lernte frühzeitig sich selbst erziehen, sich beherrschen und mit jener Anspruchslosigkeit auftreten, welche seine Freunde so oft an ihm bewunderten.

Obgleich seine Gesundheit nicht die beste war (er litt als Kind an häufigen Krampfanfällen), so verrichtete er doch ohne Murren die niedrigsten häuslichen Geschäfte; er half bei der Reinigung der kleinen Wohnung, putzte alle Kleider und Stiefel der Familie und besorgte die ärmlichen Einkäufe; häufig auch verkehrte er im Pfandhause.

Zu dieser Zeit lernte er zuerst den düsteren Distrikt von St. Giles kennen, welcher eine mächtige Anziehungskraft auf ihn ausübte; St. Giles mit der Passage von Seven Dials gaben ihm Eindrücke, deren großartige Schilderungen die Nachwelt noch heute bewundert.

Inzwischen wurden die Verhältnisse seiner Eltern immer schlechter. „Meine Mutter,“ so erzählte Dickens, „wollte, um für sich und die ihrigen eine Existenz zu begründen, ein Pensionat errichten. Ich freute mich deshalb darüber, weil ich dann doch selbst wieder Unterricht erhalten sollte. Es wurde ein Haus in Gowerstreet gemietet; an der Türe stand mit großen Buchstaben: ‚Madame Dickens' Institut‘. Ich gab an hundert von Türen Prospekte ab, aber — es kamen weder Schüler noch Schülerinnen, noch Eltern, um welche anzumelden. Es wurde immer schlimmer mit uns. Oft hatten wir kein anderes Mittagessen als schwachen Tee und Brot ohne Butter. Endlich ward mein Vater verhaftet und in das Schulgefängnis von Marshalsea gebracht. Was ich damals, als Kind, litt, kann ich nicht mit Worten beschreiben; meine Augen waren so geschwollen vom Weinen, daß ich kaum lesen konnte.“

In dem ersten Bande des Romans: „David Copperfield“ hat Dickens diese trüben Erfahrungen seiner Kindheit mit Meisterhand geschildert; Mr. Micawber ist Dickens' Vater. Die Besuche und das Diner in dem Schulgefängnis, die entnützigenden Gänge in das Pfandhaus und zu dem Trödler, das Verkaufen beinahe sämtlicher Möbel und das Wohnen in den öden Räumen, wo nur noch zwei Stühle, ein alter Küchentisch und zwei notdürftige Betten geblieben waren, — dies alles sind

Zeichnungen nach der Natur, welche wir in „David Copperfield“ nachlesen können, und alle diese Eindrücke hat das zehnjährige Kind erlebt, selbst durchgemacht.

Noch viel trauriger als diese Zeit sind die Jahre der Knechtschaft, welche der feinsühlende, begabte Knabe in dem Schuhwischgeschäft von G. J. Lamert verlebte. Die Inhaber desselben waren entfernte Verwandte seines Vaters, welche auf dessen Bitten den kleinen Charles in die Lehre nahmen. Er mußte dort Tage, Wochen, Monate lang die mit Wische gefüllten Töpfchen mit Papier und Kordel zubinden, und erhielt hierfür einen Wochenlohn von 6—7 Shilling. In seinem Roman „David Copperfield“ schildert er die Seelenqual, welche er erlitt, als er mit gemeinen Gefährten Flaschen spülen mußte und seine Tränen in das Wasser fielen. Er beschreibt sein trostloses Alleinsein, seine elende Wohnung, seine dürftige Nahrung und fügte hinzu: „Ich war ein solch kleines Kerlchen mit meinem schlechten Hut, meiner kleinen, kurzen Jacke und meinen dünnen Barchentbeinkleidern, daß oft wenn ich an die Türe eines Bierhauses kam, um die Wurst und das Brot, welches ich als Mittagessen auf der Straße verzehrt hatte, mit einem Glase Ale oder Porter hinunterzupülen, die Leute es mir nicht geben wollten. Ich verlangte einst in einer gewöhnlichen Bierkneipe ein Glas Ale; der Wirt betrachtete mich mit einem seltsamen Lächeln und rief dann seine Frau. Diese kam, sah mich mitleidig an und richtete dann eine Menge Fragen an mich: wie ich heiße, wie alt ich sei, wo ich wohne, was meine Beschäftigung wäre u. Ich erfand allerlei Antworten, um weder meine Eltern noch mich zu kompromittieren. Endlich gaben sie mir auch das Bier. Die Wirtin drückte mir mein Geld wieder in die Hand und gab mir einen Kuß. Ich war so jung und kindisch, so unerfahren und einseitig, daß ich oft der Verführung nicht widerstehen konnte, das in den Konditorläden zu halbem Preis ausgesetzte, ältere Gebäud zu kaufen; dann hatte ich kein Geld für mein Mittagessen übrig und holte mir als Ersatz ein Weißbrot oder ein Stück Pudding. Ich kannte genau diejenigen Läden, wo man für zwei Pence das größte Stück bekam, und oft habe ich nichts anderes zum Mittagessen gehabt.“

Der kleine Charles fühlte sich unglücklich verlassen und verwaht, besonders als schließlich kein Vergleich zwischen seinem Vater und dessen Gläubigern erzielt werden konnte und infolge dessen Dickens' Mutter zu ihrem Gatten in das Marshalsea-gefängnis zog, wodurch Dickens und seine Schwester Fanny, welche die Musikschule in Tenterden, Hannoversquare, besuchte, Heimat und Elternhaus verloren. Die Kinder besuchten nun ihre Eltern jeden Sonntag im Gefängnis; die ganze Woche aber war Charles in dem Schuhwischgeschäft und sah und hörte nichts als die Roheiten seiner gemeinen Umgebung.

Zuletzt, als das arme Kind sich zu namenlos elend, verlassen und unglücklich fühlte, erklärte er eines Sonntags seinem Vater, daß er diese traurige Lage nicht länger ertragen könne; seine Fassung war dahin und es erfolgte ein leidenschaftlicher Ausbruch lange unterdrückter Tränen. Mr. Dickens, der Vater, kam zu der Erkenntnis, wie unrecht es sei, dem eigenen Kinde eine so freudlose Jugend zu bereiten, und ermöglichte es, für Charles vorerst wenigstens eine bessere Wohnung in der Nähe des Gefängnisses zu mieten. Auch durfte er öfters mit seiner Familie zusammen sein. Zur guten Stunde fiel nun seinem Vater ganz unerwartet eine kleine Erbschaft von einem entfernten Verwandten zu. Die Familie einigte sich mit den Gläubigern, verließ das Gefängnis und zog in eine kleine Wohnung in Little Collegestreet. Später finden wir sie in einem kleinen Hause in Sommerstown, einer nördlichen Vorstadt Londons.

Während ist Dickens' Geständnis über die Gefühle, welche ihn bewegten, als seine Schwester Fanny von der Royal Music Academy einen Preis empfing. Er weinte vor Freude, fühlte sich aber geistig so niedergedrückt, daß er einem Freunde später hierüber sagte: „Mir war zumute, als wollte mein Herz brechen. Ich betete, als ich an jenem Abende zu Bette ging, aus tiefster Seele um Erlösung aus der Demütigung und Verwahtung, in der ich mich befand!“

Nach monatelangem, geduldigen Tragen dieser Sklaverei nahte endlich die Stunde der Befreiung! Dickens' Vater geriet mit dem Besitzer des Schuhwischgeschäfts, Mr. Lamert, in Streit und letzterer jagte den Knaben davon. Eigentümlich berührt es uns, daß Dickens' Mutter sich eifrig bemühte, eine Veröhnung zwischen beiden zu bewerkstelligen und auch verlangte, der junge Charles solle wieder in das Schuhwischgeschäft zurückkehren.

Doch dies blieb ihm erspart. Was er in jener bitteren Schule gelernt hatte: rastlose Energie, feste Entschlossenheit auf der einen, — Geduld, Ausdauer und Ergebung auf der andern Seite, — dies half ihm in spätern Jahren über vieles hinweg, und wir müssen die Selbsterkenntnis bewundern, mit welcher er dies zugestehet!

Von nun an gestaltete sich seine Jugend etwas freundlicher; in erster Linie wurde seine Sehnsucht nach Unterricht befriedigt. Er wurde in eine Schule geschickt, welche unter dem stolzen Namen: „Wellington House Academie“ bekannt war und von einem Mr. Jones geleitet wurde. Nach den Schilderungen, welche Dickens selbst, sowie auch einige andere Mitschüler uns davon machten, war dieses Institut weder besser noch schlimmer, als die damaligen Lehranstalten im allgemeinen. Wir finden auch hierüber Erinnerungen in „David Copperfield“. Dickens blieb zwei Jahre dort, besuchte dann noch kurze Zeit eine andere Schule und nahm dann eine Schreibertelle bei einem Advokaten, namens Malloy, an. Wie bald und weshalb er diese seine erste Stellung wieder aufgab, ist nicht bekannt geworden. Sein Vater verschaffte ihm eine ähnliche Beschäftigung bei Mr. Edward Bladmore, Rechtsanwalt in Greys Inn.

Mr. Bladmore schildert uns den jungen Dickens als „einen aufgeweckten, klugen, jungen Mann“; nichtsdestoweniger gehörte er zu den untersten Schreibern und erhielt wöchentlich nur dreizehn Shilling Gehalt. Auch unter den Advokatschreibern gab es damals gewisse Rangordnungen, welche Dickens später in den „Pickwickiern“ schilderte. Daß diese Beschäftigung auf die Dauer einem strebsamen Geiste nicht genügen konnte, ist begreiflich. Dickens ging öfters in den Gerichtshof des Lordkanzlers, um Notizen über Prozesse zu machen; endlich aber entschloß er sich, denjenigen Beruf zu ergreifen, welchen sein eigener Vater, bei welchem er bis jetzt wohnte, noch in reiferem Alter erwählt hatte, nämlich den eines parlamentarischen Berichterstatters für Zeitungen.

Wie er denn alles Halbe, alles Scheinwesen verabscheute und das, was er ergriff, mit voller Seele erfaßte, — so warf er sich jetzt mit Feuereifer auf das Studium der Stenographie und besuchte auch fleißig die Lesezimmer des Britischen Museums. Dickens' Vater hatte wohl Recht, als er, da ihn einst ein Freund fragte: „Wo hat Ihr Sohn seine Erziehung erhalten?“ zur Antwort gab: „Mein Sohn hat sich selbst erzogen!“

Das Studium der Stenographie ist selbst für sehr begabte Köpfe ungemein schwierig, und wie viele Mühe es Dickens machte, davon können wir Einiges gleichfalls in „David Copperfield“ nachlesen. Einer der berühmtesten englischen Stenographen erklärte einst, daß vollkommene Herrschaft über das Gebiet des stenographischen Schreibens und Lesens an Schwierigkeit der Bemeisterung von sechs Sprachen gleichkomme!

Zwei Jahre lang arbeitete Dickens als Berichterstatter für ein Bureau, ehe nur eine Stelle als parlamentarischer Berichterstatter frei wurde. Doch seine Geduld und Ausdauer hatte ja schon vieles überwunden!

Zuerst arbeitete Dickens für eine Zeitung, welche unter dem Titel: „True Sun“ erschien. Wir erfahren hierüber, daß sämtliche Berichterstatter derselben eines Tages Strike machten und daß Dickens der „Sprecher“ war, welcher die Rechte seiner Kollegen siegreich vertrat. Später widmete er seine Dienste nur kurze Zeit dem Blatte: „Mirror of Parliament“, — endlich, in seinem dreiundzwanzigsten Jahre, wurde sein lang gehegter Wunsch erfüllt und er wurde Berichterstatter für die damals bedeutende Zeitung „Morning Chronicle“.

Um diese Zeit machte er in aller Stille den ersten schriftstellerischen Versuch. In dem Dezemberheft des „Old monthly Magazine“ von 1833 erschien eine Skizze unter dem Titel: „Mr. Minns und sein Vetter.“ Ihr folgten noch andere, die letzte im Februarheft 1835 und diese trug zuerst die Namensunterschrift: Boz.

Und wie war dieses Pseudonym entstanden? — Boz war der Spitzname von Dickens' jüngstem Bruder August, welchen Dickens (nach dem Lesen des „Vicar of Wakefield“) Moses genannt hatte. Die Brüder sprachen das Wort Moses aus Scherz durch die Nase; so entstand Moses und zuletzt die Abbeviatur Boz. In heiterem Jugendübermut wurde dieser Name erfunden; die Brüder ahnten nicht, wie berühmt er dereinst werden sollte.

Das Blatt „Monthly Magazine“ machte keine glänzenden Geschäfte. Der Redakteur desselben, Mr. Holland, hatte die „Skizzen von Boz“ zwar gedruckt und veröffentlicht, war aber nicht imstande, dem Verfasser ein Honorar dafür zu bieten. Dickens mußte sich also nach einem anderen Verleger umsehen und bald bot sich eine günstige Gelegenheit, denn der Redakteur des „Morning Chronicle“, Mr. John Black, (für welche Zeitung Dickens Berichterstatter war) beschloß, als Ergänzung dieses Blattes einen „Evening Chronicle“ zu gründen, und ein Verwandter und Mitarbeiter desselben, George Hogarth, bat Dickens, für die erste Nummer dieses Blattes eine neue Skizze zu schreiben. Dickens nahm diese Offerte mit Freuden an. Man sicherte ihm ein anständiges Honorar zu und seine Aufsätze wurden das ganze Jahr hindurch mit wachsendem Erfolge gebracht. Die Liebenswürdigkeit und Anerkennung des Redakteurs Black war die erste reine Freude, welche dem jungen Schriftsteller auf seiner literarischen Laufbahn zuteil wurde und er hat dies stets dankbar anerkannt; noch kurz vor seinem Tode sagte er: „Der liebe alte Black war der erste, der mich von ganzem Herzen würdigte!“ —

Im Anfang des Jahres 1836 erschienen die „Skizzen von Boz“ in zwei Bänden gesammelt und erregten durch ihre wahrheitsgetreuen und hochpoetischen Schilderungen großes Aufsehen. Im März desselben Jahres folgten die „Nachgelassenen Papiere des Pickwickclubs“, mit Illustrationen von der Meisterhand Seymours; leider starb dieser liebenswürdige Künstler bald, — und sein Nachfolger — als Schöpfer der originellen Illustrationen — wurde der geniale Hablot Browne, später der berühmte Cruikshank.

Die „Pickwickier“ mit ihrem köstlichen Humor gefielen damals so sehr, daß Dickens selbst über deren Erfolg erstaunt war; er erhielt zahllose Briefe voll Anerkennung und überschwänglichem Lobe und es erging ihm wie Lord Byron, welcher von sich selbst schrieb: „Ich wachte eines Morgens auf und fand, daß ich ein berühmter Mann geworden war.“

Der unparteiische Kritiker findet bei ruhiger Ueberlegung, daß die „Pickwickier“ viele Uebertreibungen enthalten, die Darstellung ist oft manierirt, — es ist eben eine Jugendarbeit, — aber doch die Jugendarbeit eines Genies! — Auch darf nicht unberücksichtigt bleiben, was für die damalige Zeit am besten paßte. Dickens ist nicht volkstümlich, er reflektirt nicht, sondern zeichnet scharf, aber nur nach der Natur; er predigt nie Moral, in seinen Werken sind es die Tatsachen, welche moralisch wirken, nicht aber die Reflexionen. Seine Satyre richtet sich nur gegen das Gemeine, er geißelt nur die Hartherzigen, Geizigen, Selbstsüchtigen und Grausamen. Da er schon in frühesten Jugend mit den niedrigsten Klassen der Gesellschaft bekannt geworden war, so hat er sich nicht abschrecken lassen durch den Anblick des Lasters, des allgemeinen Elends, der Schuld; er hat aber den Geist des Guten und Edlen auch in lasterhaften Menschen gesucht und durch die Macht seines Genies sich bestrebt, das Gemeine umzuwandeln! Seine Gestalten sind durchweg wahr, sie stehen vor uns mit allen ihren Fehlern und Gebrechen, mit allen ihren Tugenden und ihrem Edelmut! — Seine verschiedenen Romane hatten deshalb so ungeheuren Erfolg, weil sie im besten und edelsten Sinne des

Bortes Tendenz-Romane waren, — welche unendlich viel dazu beitrugen, die in denselben geschilderten sozialen Uebelstände mit Erfolg zu bekämpfen oder gänzlich zu verbannen. Denn was er bekämpfte, das existierte damals wirklich in England; in den „Pickwickiern“ sind es die Schuldgefängnisse und der damit verbundene Unfug, welchen er geißelt; in „Oliver Twist“ die schlechte Gemeinde- und Armenhaus-Verwaltung; in „Nikolas Nickleby“ die schlechten Schulen in Yorkshire, in „Varnaby Rudge“ und „Martin Chuzzlewit“ die Folgen der Sünde, der Unzufriedenheit, des Geizes; in „Dombey u. Son“

die traurigen Folgen des kalten, berechnenden Egoismus und des Geldprozentums; in „Bleak-House“ die schlechte Rechtspflege und die Schattenseiten der Prozesse; in „Little Dorritt“ die schlimmen Resultate nicht erfüllter Pflichten im Privatleben wie auch in der Doffentlichkeit. „David Copperfield“ allein ist nicht Tendenz-Roman, sondern das Musterbild einer Selbstbiographie, worüber Dickens selbst an einen Freund schrieb: „Je länger ich daran schrieb, je werter ward mir das Buch, und nun es vollendet, ist es mir, als entlasse ich einen Teil meines Selbst in die Welt der Schatten!“ —

Die geologische Bedeutung der organischen Natur.

Für das ewige Wandern der Stoffe auf unserem Planeten bildet ein unstreitig sehr wichtiges Moment die organische Welt, im Leben wie im Tode, ein Moment, welches, wie so manches feinesgleichen, leicht übersehen oder mißachtet wird, weil es seine Bedeutung nur dem aufmerksamen Beobachter seines stillen, aber stetigen Wirkens enthüllt und sie nicht in gewaltigen, plötzlichen Eingriffen in das Treiben des Menschengeschlechts äußert wie das glühende Innere der Erde. Im Leben wie im Tode bauen Pflanzen und Tier mit an der dünnen Wand, die uns von der grollenden Glut trennt, und sie haben auch früher daran mitgebaut, das beweisen die großartigen Denkmäler, die sie sich zu Zeiten gesetzt, welche um hunderttausende oder millionen von Jahren — für unser Vorstellungsvermögen macht dies keinen Unterschied, weil beide Größen unfaßbar sind — hinter uns liegen. Das größte Denkmal der geologischen Tätigkeit der Tiere bilden die Kalklager, denn das alte Wort: „nulla calx nisi ex vivo — aller Kalk stammt aus dem Lebendigen“, bezieht sich wesentlich auf die Tierwelt, dagegen sprechen für die Wirksamkeit der Pflanzenwelt im Lebensprozesse unseres Planeten als Zeugen, wie sie — man verzeihe den seltsamen Komparativus — unanfechtbarer nicht gedacht werden können, die „schwarzen Diamanten“, die Steinkohlen.

Letztere, der eigentliche nervus rerum der modernen Technik, stammen von einer Welt des üppigsten Pflanzenwuchses her, welche zwei bedeutende Vorzüge vor der heutigen besaß, nämlich einerseits ein allenthalben vom Äquator bis zu den Polen gleichmäßig warmes, von heftigen Bewegungen der Atmosphäre nicht gestörtes Klima und andererseits ein Gehalt derselben an Kohlensäure, dem wichtigsten Element alles pflanzlichen Lebens, gegen welchen sich das jezige Verhältnis beider (Kohlensäure zu Luft wie 1:1000) recht winzig ausnimmt. Diesen günstigen Lebensbedingungen ist die enorme Leppigkeit dieser Pflanzenwelt zuzuschreiben, die sich zwar nicht in großem Reichtum an verschiedenen Formen, wie man sie in unseren Tropenwäldern findet, wohl aber in einer kolossalen Entwicklung der einzelnen Individuen kundgibt. Damit habe ich, genau genommen, schon eine einflußreiche Funktion der Pflanzenwelt inbezug auf die Gestaltung der Erdoberfläche, welche in ihrer gegenwärtigen Form ja nur ein Ausdruck der Ereignisse der Vorzeit ist, bezeichnet und es bedarf nur einer Umsezung in andere Worte, um sie jedem klarzulegen: die Pflanzen speichern Kohlenstoff auf. Wie geht dies zu? Nun, diese Frage möchte ich im Folgenden, soweit es in gemeinverständlicher Form möglich ist, beantworten.

Die Pflanzen brauchen, wie bekannt, zum Leben vor allen Dingen Kohlenstoff, denn ohne diesen ist keine der Substanzen denkbar, welche wir organisch zu nennen pflegen, und verschaffen sich denselben in der Weise, daß sie die Kohlensäure der Atmosphäre oder des Wassers (welch letztere jedoch auch nur der Atmosphäre entstammt) einatmen und in ihre Elemente Kohlenstoff und Wasserstoff zerlegen. Während sie aber den letzteren wieder entlassen, benutzen sie ersteren zum Aufbau ihres Körpers, namentlich zur Erzeugung der Zellulose, des Stoffes, welcher die Holzfaser bildet. Bleibt nun eine Pflanze nach ihrem Tode der Luft ausgesetzt, so fault sie und entsendet ihren

Kohlenstoff in Form der Kohlensäure wieder in dieselbe zurück. Dieses Gas würde also fortwährend zwischen Pflanzenwelt und Atmosphäre ohne Verlust eingetauscht werden, wenn nicht auf diese oder jene Weise die Natur für eine Abschließung der Pflanzenreste gegen die letztere sorgte und damit den Fäulnisprozessen ein Ende machte. Bei Luftabschluß können nämlich die kleinen Organismen pflanzlicher oder tierischer Natur, welche die Fäulnis hauptsächlich bedingen, nicht existieren und es tritt an deren Stelle das Vermodern, die natürliche Verkohlung. Dieselbe besteht in einer Reihe von chemischen Vorgängen zwischen den Elementen der Pflanzensubstanz, deren Resultat im Wesentlichen die Bildung von Kohlensäure, Wasser und Sumpfgas ist, doch, weil dabei der organischen Masse verhältnismäßig mehr Sauerstoff und Wasserstoff entzogen wird, in der Weise, daß das Endresultat ein Rückstand von mehr oder weniger reinem Kohlenstoff sein muß. Hierauf geht in der Tat der ganze langwierige Prozeß hinaus, nur ist die Mehrzahl solcher begrabener Pflanzenlager — zu unserem Glück — in der Verkohlung noch nicht so weit geschritten, insbesondere auch die Steinkohle nicht, welche zwischen 81 und 89 Prozent Kohlenstoff enthält, während der Anthracit und der Graphit, beide in ganz respektablen, aber im Verhältnis zu den Steinkohlen kleinen Mengen vorkommend, je 94 und 100 Prozent (abgesehen von unorganischen Beimischungen) enthalten. — Der Familienangehörigkeit nach sind die Pflanzen, welche das notwendige Mittelglied zwischen der Kohlensäure der Luft und dem Kohlenstein bilden resp. gebildet haben, sehr verschieden: in den ältesten Zeiten (Anthracit und Graphit) sind es wahrscheinlich Algen gewesen, für die Steinkohlen teils riesenhafte Gefäßkryptogamen (Farnkräuter zc.), teils Cycadeen und Nadelbäume, für die Braunkohlen und die Mehrzahl der jetzt noch in Bildung begriffenen Pflanzenlager die verschiedensten Baumsformen, für den Torf Wasserpflanzen und gewisse Moose. Doch bleibt dies für die Art des Moderprozesses gleichgiltig.

Wegen solcher Verraubung der Luft um die Kohlensäure sind die Pflanzen für den Haushalt der Natur sehr wichtig gewesen und sind es noch. Einst haben sie den Luftkreis von dem Uebermaß an Kohlensäure befreit und damit einer höheren Entwicklung der Tierwelt den Weg gebahnt, jetzt kompensieren sie die stete Zuführung dieses Gases durch das Tier- und Menschenleben und durch die vulkanischen Wege aus dem Erdinnern und sorgen damit für die Erhaltung der tierischen Lebensbedingungen. Durch die Aufstapelung ihrer toten Körper und deren allmähliche Verkohlung werden mächtige Felschichten aufgebaut und ungeheure Massen Kohlenstoff dem Stoffwechsel auf lange Zeit entzogen.

Die Nebenprodukte dieser Verkohlung aber bedingen Erscheinungen, welche nicht gerade geologisch überaus wichtig, doch in vielen Beziehungen sehr interessant sind. Hierher sind namentlich zu rechnen die Erdöl- und Gasquellen. Neben dem Sumpfgas entstehen nämlich noch andere sogenannte Kohlenwasserstoffe, welche teils flüchtig, teils gasförmig sind. Erstere liefern das jetzt allgemein bekannte und zu einem vielgebrauchten Leuchtmittel gewordene Erdöl, Steinöl oder Petroleum, letztere hin-

gegen, die, nebenbei bemerkt, das Material zu der entsetzlichen Plage vieler Bergwerke, den schlagenden Wetter, abgeben, haben eine größere Bedeutung für den Geologen. Denn abgesehen von den zahlreich vorhandenen und weit verbreiteten Erdfeuern (Baku am kaspischen Meere) sind sie das treibende Prinzip der Schlammvulkane, deren Wesen trotz aller äußeren Ähnlichkeit mit dem der eigentlichen Lavavulkane gar nichts zu tun hat. Dieselben stellen in der Regel niedrige, oben mit einer trichterförmigen Vertiefung versehene Hügel dar und bestehen aus tonigem Schlamm, welcher, wenn er durch das in dieser Vertiefung angesammelte Regenwasser durchfeuchtet worden ist, während eines gewissen, regelmässig wiederkehrenden Ausbruchzeitraumes bald in brodelnder Bewegung erhalten, bald brockenweise in die Höhe geschleudert wird wie die Lapilli und Bomben der echten Vulkane, je nachdem er dünn- oder zähflüssig ist. In beiden Fällen sind die treibenden Kräfte Gase, welche aus einer Zersetzung unterirdischer Pflanzenlager herkommen und sich mit Gewalt einen Weg nach oben bahnen.

Es sei nur noch hinzugefügt, daß die treibenden Gase nicht immer und allein Kohlenwasserstoffe sind, vielmehr gesellen sich zu ihnen meist zwei Lustarten, welche zwar der Menge nach gegen jene zurücktreten und physikalisch weniger in Betracht kommen, desto wichtiger aber in chemischer Beziehung sind. Es sind dies die Kohlensäure und das Schwefelwasserstoffgas, letzteres ein starkes Gift, berüchtigt durch seinen abscheulichen Geruch (faule Eier!) und durch die leider immer wiederkehrenden Erstickungsfälle in Senkgruben. Beide Gase entstehen in noch größerer Menge bei der Zerstörung pflanzlicher wie tierischer Substanzen an der Luft, also bei der Verwesung, und bilden, teils unmittelbar, teils von dem im Innern der Erde zirkulierenden Wasser gelöst, ein belangreiches Mittel zur chemischen Umwandlung der Gesteine. Es ist dies ein Kapitel, welches besser für sich allein abgehandelt wird und von dem ich hier nur so viel verraten will, daß die Kohlensäure das Wasser einerseits im Auflösen von Mineralien andererseits in der Zersetzung derselben unterstützt, der Schwefelwasserstoff hingegen, welcher auch auf einem hier nicht näher zu beschreibenden Umwege aus schwefelsauren Alkalien entstehen kann, als Reduktions-, d. h. Sauerstoff entziehendes Mittel eine höchst einflußreiche Rolle bei der Entstehung der Erzlager spielt, nebenbei aber bei seiner langsamen Verbrennung wiederum die wichtige Schwefelsäure fortwährend neu entstehen läßt oder auch, besonders wenn er mit dem Wasser in den bekannten Schwefelquellen zu Tage tritt, zur Bildung von Schwefelablagerungen Anlaß gibt.

Doch tragen zur Bildung beider Stoffe, der Kohlensäure wie des Schwefelwasserstoffs, wie schon bemerkt, Tierleichen ebenso wie Pflanzenleichen bei. Bevor ich aber im Anschluß hieran zur weiteren Darlegung der geologischen Bedeutung der Tierwelt fortschreite, möchte ich noch auf einige unwichtigere Einflüsse der Pflanzen hinweisen. So z. B. fungiren dieselben auch lebend als tätige Vorarbeiter des Wassers und des Eises bei dem Geschäfte der Gesteinszerstörung. Gibt es doch eine über alle Zonen verbreitete und aus nicht weniger als fünf- hundertfünfzig Arten bestehende, vorwiegend im Hochgebirge heimische Gattung von Pflanzen, welche bei uns den in lateinischer Uebersetzung auch zur wissenschaftlichen Bezeichnung gewordenen Namen „Steinbrech“ führen, womit aber durchaus nicht gesagt sein soll, daß nicht auch andere Pflanzen mit ihren Wurzeln das gleiche Geschäft besorgen. Vielmehr erinnere ich, um nur ein Beispiel anzuführen, an die bekannte Kraft, mit welcher Baumwurzeln Felsblöcke spalten und heben und sie wohl gar in Abgründe hinabstürzen. Dies ist aber nur eine Seite der geologischen Tätigkeit der lebenden Pflanzen, andere zu beleuchten und zu erklären, würde zu weit führen. Um noch einmal auf die fossilen Pflanzen zurückzukommen, sei bemerkt, daß die Stadt Berlin auf einem Untergrunde steht, welcher mächtige Ablagerungen von Kieselpanzern mikroskopischer Pflänzchen, der Diatomeen, enthält, Ablagerungen, die an zahlreichen anderen Orten der Erde ihresgleichen haben, teils abgestorben, teils noch im Entstehen begriffen. Ein vielleicht noch größeres Interesse

beansprucht die Abscheidung von Kalk aus damit gesättigten Gewässern durch gewisse Moose, welche sich damit überziehen und fortwährend an der Spitze weiter wachsen, indessen ihr vom Kalk umschlossener Teil abstirbt. Diese seltsame Art von Felsbildung verleiht der weltberühmten Umgebung von Tivoli am Sabiner Gebirge in den Augen des Naturkundigen einen neuen Reiz zu den übrigen allgemein bekannten und anerkannten.

So interessant jedoch dies alles ist, so ist es jedoch von sehr geringer Tragweite gegenüber den großartigen Felsbildungen, wie sie die Pflanzenwelt in den oben ihrer Entstehungsweise charakterisirten Kohlenflözen und die Tierwelt in den noch zu erklärenden Kalklagern liefern. Wohl beanspruchen in der letzteren die Bohrmuscheln als Feinde der Felsenwände am Meeresufer, die Regenwürmer (wie das neueste Werk Darwins lehrt) als Pflüger des Erdreichs, die Biber als hartnäckige Gegner der modererfüllten Sümpfe einerseits und der regelrecht dahinfließenden Bäche und Flüsse andererseits eine gewisse Beachtung von Seiten des Geologen, aber auch dies tritt ganz und gar in den Hintergrund im Vergleich mit der großen Mission, welche millionen und aber millionen von tierischen Wesen in allen Meeren seit unermesslichen Zeiten erfüllen, eine Mission, würdig der wunderbaren und all ihr Treiben durchdringenden Zweckmäßigkeit der Natur.

Jahr aus Jahr ein schütten alle Ströme der Welt mit ihren Wassern mehr oder weniger Kalk in das Meer in einer Menge, für die schwindeleerregende Zahlen angegeben werden, und, wie für Wasser, so scheint die See auch für den Kalk unersättlich zu sein. Doch das ist eben nur scheinbar. Bei genauerer Untersuchung ist es zunächst auffällig, daß das Meerwasser nur etwa einhundertstel Prozent kohlen-sauren Kalk enthält, trotzdem die sehr geringe Löslichkeit dieses Minerals immer noch ein-zehntel Prozent zuließe. Man sollte eigentlich erwarten, daß es diesen seinen Sättigungspunkt für kohlen-sauren Kalk längst erreicht haben müßte und daß alle Ueberflüsse, die aus der fortwährenden Zufuhr herrührten, sich niederschlagen müßten. Da beides nicht der Fall ist, so schließt man mit Notwendigkeit auf die Existenz einer Vorrichtung, welche für die anderweitige Entfernung des Kalkes sorgt. Und in der That ist eine solche vorhanden, sie besteht in der Lebenstätigkeit unzähliger Meeresorganismen, denen es obliegt und auch früher stets obgelegen hat, aus der ungeheuer verdünnten Kalklösung, welche das Meerwasser darstellt, den Kalk zu entfernen. Dies geschieht in der Weise, daß sie ihn in ihren weichen und deshalb eines Schutzes bedürftigen Körper aufnehmen und an geeigneten Stellen derselben in Gestalt von Stäbchen, Platten, Stacheln u. s. w. oder ganzen Panzern absondern. Nach ihrem Tode verwesen sie wie alle Tiere, aber ihr Gerüst oder ihr Gehäuse hinterlassen sie als Denkmal auf ungeheure, aber — wohl-gemerkt — nicht ewige Zeiten. Denn all die Muschel-, Korallen- und anderen Bänke, die Heere von Seesternen und Foraminiferen, liefern ein Gestein, welches zunächst aus diesen wohl-erhaltenen Nesten der genannten Lebewesen besteht, allmählich aber, im Laufe von Zeiten, für die uns jede klare Vorstellung fehlt, verfällt dasselbe, wie alle anderen der auflösenden und verwandelnden Tätigkeit des Wassers, so daß wir Felsarten finden, die zumteil aus organischen Kalksteinen, zumteil aus Kalkkristallen bestehen in einem, je tiefer wir dringen, im allgemeinen immer mehr zu Gunsten der letzteren sich ändernden Verhältnis, bis zuletzt ein ganz kristallinisches Gestein vor uns liegt wie der Marmor. Wie mächtig der Einfluß dieser kalkabsondernden Seetiere ist, darauf bedarf es nur eines kurzen Hinweises. Felsen, die ganz aus zusammengefügten Muschelschalen bestehen, kennt wol Jeder, der für derartige Dinge überhaupt Sinn hat, und er wird meiner Versicherung hoffentlich Glauben schenken, daß sie über den ganzen Erdball verbreitet sind. Ebenso sind die Korallenriffe und ihre große Ausdehnung und Wichtigkeit allgemein bekannt und ich will nur anführen, daß viele derselben einige Stunden breit und mehrere hundert (bis zu 600) Meter hoch sind. Die Schreibkreide ist eine auf dem hohen Ozean entstandene Ansammlung von Schalen mikroskopischer Tiere, der





fog. Foraminiferen, wie noch jetzt dort in gleicher Weise entstehen. Ähnliches leisten andere Tierfamilien, Schwämme, Würmer, Schinodermen, kurzum, ein gewaltiger Teil der ganzen Tierwelt ist an diesem Prozesse beteiligt. Wenn man dazu rechnet, daß auch die Wirbeltiere mit ihren Knochen zur Bildung von Felschichten beitragen, so wird man mir wohl zustimmen, wenn ich daran verzeichne, angeben zu wollen, ob die Tierwelt oder die Pflanzenwelt geologisch bedeutamer sei.

Jedenfalls sieht man aber auch hieraus, daß nichts in der Natur von seiner selbst willen da ist, daß ein jedes noch so unscheinbare Ding nicht nur eine, sondern viele Bestimmungen hat, denen seine Existenz genügen soll. Zugleich hat vielleicht der verehrte Leser eine Vorstellung von dem bekommen, was dem Geologen die Steine erzählen.

Erich Stahn.

(In „Bodenstedts Tägliche Rundschau“.)

Die fahrenden Schüler zur Zeit der deutschen Reformation.

Kulturstudie von Manfred Wittich.

Wie die deutsche Schule von der Geistlichkeit, mehr unfreiwillig als aus eigenem Antrieb, sich trennte, davon habe ich schon in einem früheren Aufsatz gehandelt. Groß war zwar die Zahl der Kloster- und Domschulen und der Lateinschulen der Städte, aber ihr Zustand war keineswegs ein erfreulicher. Für diesen Abschnitt der deutschen Schulgeschichte sind wir in dem glücklichen Besitz dreier selbstverfaßter Lebensbeschreibungen, der des Burkhard Zingg, Ende des 14. Jahrhunderts, der des Johann Buzbach, welcher im fünfzehnten, und der des Thomas Platter, welcher im Anfang des 16. Jahrhunderts fahrender Schüler war. Beide letzteren namentlich werden uns in folgendem gute Dienste leisten. Von der geringen wissenschaftlichen Leistungsfähigkeit der Hochschulen weiß schon Aeneas Sylvius Bartholomäus Piccolomini, später als Papst Pius II. genannt, als Mensch eben kein ganz sauberer Patron, ein Klagegedicht zu singen. Dieser berichtet um die Mitte des 15. Jahrhunderts über die wiener Universität wie folgt: „Es sind viele Lehrer und Studenten in Wien, aber die Wissenschaft der ersteren ist nichts wert und bewegt sich in abgeschmacktem altmodischen Formelram, die Studenten jagen lediglich ihrem Vergnügen nach und sind der Böllerei im Essen und Trinken durchaus ergeben. Wenige erlangen eine gelehrte Bildung; sie stehen unter keiner Aufsicht, Tag und Nacht treiben sie sich umher und verurursachen den Bürgern der Stadt viel Aerger.“ Er rügt, daß bei Tag und Nacht häufig Händel, ja wahre Schlachten mit zugehörigem Mord und Totschlag, namentlich zwischen Studenten und Handwerkern entstehen.

Wahrlich, kein liebliches Bild von dem Leben der Träger von Wissenschaft und Bildung! Ebenso läßt sich Heinrich Bebel aus Zusingen, seit 1497 ein gelehrter Professor der Sprachen, der Rechte und der Dichtkunst in Tübingen, hochangesehener Humanist und Lehrer Melancthon's, vernehmen in seinem lateinischen Gedicht Triumphus Veneris, d. i. der Triumph der Venus, worin er alle Stände, die Kleriker nicht ausgenommen, als eifrige Venuskollaten schildert. Unter anderen führt er auf die fahrenden Scholastiker, welche „ausgelanjen“ sind (so nannte die Sprache der Zeit das Verlassen von Klöstern und Schulen) und zerrissen und zerlumpt Länder, Städte und Dörfer durchziehen. Kaum drei Worte Latein wissen sie und obgleich aller geistlichen Vorrechte entkleidet, funkern sie den Bauern vor, sie hätten nur armuthshalber die Weihen des Priesters nicht erhalten können. Daß Geld, was ihnen gutmütige Bauern oder Bäuerinnen reichen, verschleppen sie dann.

Auch einen neuen Namen legen sich die sauberen Herren bei, welche sich eine eigene, Ueingeweihten nicht verständliche Sprache, eine Art Rotwelsch geschaffen hatten: sie nannten sich Kammesierer, d. i. gelehrte Bettler. Draftisch ist schon die Erklärung dieses Namens, welche Pamphilus Gengenbach, ein gelehrter Drucker in Basel, vielseitiger Schriftsteller und Vorkämpfer der Reformation, bedeutend namentlich für die Geschichte des deutschen Dramas, in seinem Siber vagatorum, d. i. das Buch von den Vaganten, beibringt. Da heißt es von ihnen: „Das sint betler, das ist jung scholares, jungstudenten, die vater und muter nit volgen und iren meistern (Magistern) nit gehorsam wollen sein und apostatieren (abfallen) und kommen hinder böß gefelshaft, die auch gelehrt sind in der wanderschaft,

die helsen in (ihnen) das ir (ihre) verjonen (rotwelsch verspielen), versenken (rw. versezzen), verkummern (rw. verkaufen) und verschöchern (rw. vertrinken); so lernen sie betten und kammesieren und die sauzen (rw. Bauern) besessen (rw. betrügen).“ Das Buch Gengenbach's ward sehr volkstümlich nach seiner Umsezung in Prosa und Luther selbst hat 1528 eine Auflage besorgt und bevorwortet.

Martin Crusius (1526 - 1607), der Verfasser der schwäbischen Jahrbücher, schreibt zum Jahre 1544: „Eine feine Art von heillosen liederlichen Gesellen kam um jene Zeit zum Vorschein in Deutschland. Das waren ungeschickte und verborbene Schüler, welche gelbgestricke Müzen trugen und sich fahrende Schüler nannten. Diese gaben vor, sie wären in dem Venusberg gewesen, hätten die Wunderdinge gesehen, wüßten das Vergangene und Zukünftige, könnten verlorene Dinge wieder herbeischaffen und gegen Hexerei und Zauberei schützen. Dabei murmelten sie seltsame unverständliche Worte zwischen den Zähnen, geboten Geistern und Menschen und wollten Schätze herbeischaffen. Dabei zogen sie den Degen, machten Kreise in der Luft und auf der Erde und stellten in die Kreise Lichter und geweihte Sachen, Salz, Wasser, Kräuter und glühende Kohlen, alles kreuzförmig und all dergleichen Dinge. Dabei räuchernten sie mit Weihrauch, sprachen fremde Worte, geberdeten sich seltsam und betrogen die Leute.“ 1556 ließ Hans Sachs, der bekannte Meisterfänger, einen Schwank ausgeben, in welchem der törichte Bauer Klaus Ost zu Langenau im Schwäbischen behandelt wird. Darin heißt es:

Ein tags an einem pünztag (Pünztag) ipot
Ein fahrend schüler zu im trat,
Wie sie denn umgingen vor jarn
Und lauter bauernbetrieger warn.
Der sagt her große wunderwerk
Wie er kam aus dem Venusberg,
War ein Meister der schwarzen Kunst
Nacht den bauern ein plaben (blauen) Dunst.

Zuweilen drangen fahrende Schüler in die Kirchen ein und stimmten frivole Nachäffungen kirchlicher Gesänge an. Vielleicht sind von ihnen auch jene halb lateinischen halb deutschen Kirchenlieder verfaßt, von denen sich einige noch in heutigen Gesangbüchern finden, wie z. B. das Weihnachtslied:

In dulci jubilo
Nun singet und seid froh!
Unser's Herzens Wonne
Leit (liegt) in presepio
Und leuchtet als die Sonne
Alpha est et O!

Balthasar Schuppins, der witzige hamburger Stadtprediger und geistreiche Satiriker, wanderte, dem allgemeinen Zuge auch seiner Zeit des 17. Jahrhunderts folgend, dritthalbhundert Meilen die deutschen Lande auf und ab, um Städte und Akademien zu sehen. Ja, noch ein Edikt vom Jahre 1720 nennt unter andern Vagabunden fahrende Schüler, verstellte Geistliche und Ordensleute; unsere Fahrenden müssen damals in einem nicht eben feinen Geruche gestanden haben, da sie der Meinung der Zeit nach nicht weit zum Galgen hatten. Berichtet doch sogar Palmer, welcher in der pädagogischen Encyclopädie von Schmidt den Artikel „Fahrende Schüler“ verfaßt hat, daß ihn noch im

Jahre 1840 zwei Bachanten in lateinischer Rede um ein Weggeld oder Biatikum angesprochen haben.

Auch anderwärts hat sich die Sekte der fahrenden Schüler erhalten bis in die neueste Zeit und es ist bekannt, daß von Salamanca aus Studenten bettelnd ganz Spanien durchziehen; haben doch solche Bettelstudenten unter dem Namen der Estudiantina auch vor ein paar Jahren in Paris und in mehreren größeren deutschen Städten ihre vielberufenen Konzerte gegeben.

Aber wenden wir uns jetzt zu unseren drei Selbstbiographien, von denen oben die Rede gewesen, und die uns im Auszug ein lebendiges Bild der fahrenden Schüler der Zeit kurz vor und während der Reformation entrollen werden.

Burkartus Zinggus (1396) ist der Verfasser der ersten kurzen Selbstbiographie eines fahrenden Schülers. Da keinerlei Tatsachen vorkommen, welche nicht in den beiden längeren auch, und noch dazu ausführlicher berichtet wurden, nehmen wir von einer genaueren Inhaltsangabe Abstand, und bemerken nur, daß Zingg in Memmingen in Krain geboren ward und nach längeren Schülerfahrten Weber und Kürschner ward, später Kaufmannsreisen unternahm.

Folgt sogleich die zweite unserer Quellen, die Biographie Buzbachs.

Johannes Buzbach, geboren 1678 zu Miltenberg, Konrad Buzbach's, eines Webers Sohn, ward bei seiner reichen kinderlosen Tante aufgezogen in Lieb und Strenge und kehrte erst nach deren Tod ins Vaterhaus zurück, wo ihm nicht so viel Aufmerksamkeit geschenkt werden konnte und er zuweilen träge war und hinter die Schule lief, am liebsten lahnfahrender Weise. Einmal von seiner Mutter zur Bestrafung in die Schule gebracht, ward er nach deren Weggang von dem rohen Unterlehrer an eine Säule gebunden, ausgezogen und unter Beihilfe der Mitschüler barbarisch gemißhandelt, so daß auf sein jämmerliches Geschrei die Mutter zurückkehrte. Auf deren Anklage wurde der rohe Patron von Lehrer abgesetzt und an die passende Stelle eines miltenbergischen Stadtbüttels versetzt. Da an eine Rückkehr in die heimatliche Schule nun nicht mehr zu denken war, der Vater aber aus seinem Hans doch einen Geistlichen machen wollte, ward er einem Nachbarnsohn, der fahrender Schüler und eben daheim zu Besuch war, mit etlichem Gelde übergeben, um auf Gottesgelahrtheit zu reisen. Diese gelehrte Fahrt hat Buzbach in seinem noch ungedruckten, auf der Universitätsbibliothek zu Bonn befindlichen Reisetagebuch erzöglisch und in seinem Latein geschildert.*)

„Vor zehn Jahren und ohne den Dokortitel lehr ich nicht heim!“ so lauteten seine Abschiedsworte, als er aus Miltenberg mit seinem Beanus auszog und ihm der Himmel voller Geigen hing in Erwartung des freien Wander- und Studienlebens. Der guten Mutter Hansens dagegen war nicht wohl zu Mute und ihre Tränen machten dem letzteren Herz und Beine schwer, so daß nach ihrem Abschied der ältere Schützler des jungen Fahrenden diesen anfangs liebevoll mahnend, dann kurz und grob scheltend vor sich her trieb.

Nach einem Marsch von zwei Meilen ward zum erstenmale eingelehrt. Dasselbst besuchte sein Pfleger lustige Freunde und arme Verwandte und bestellte für das anvertraute Geld Buzbachs ein prächtiges Gastmahl, Hans aber wurde „in die Hell“ hinter dem Ofen geschickt und als die Wirtin sich für ihn wendete, hungrig ins Bett gesagt, da ihm Schlaf nötiger sei als Speis und Trank. Ueber Bischofsheim, Wilsheim und Langenzen ging nach Nürnberg, dem festgesetzten Ziel der gelehrtten Reise. Vor dem Einzug schmierte ihm sein Führer das Gesicht mit Straßenlot ein und sprach zu ihm: „Nun gehst du hinter mir her und unterstehst dich nicht dich umzusehen oder mit offenem Munde die hohen Häuser anzugaffen; wenn ich in den Straßen auf dich warten muß, gibts im Wirtshaus jämmerliche Hiebe!“ In der Stadt stürzten die Schüler aus den

Häusern hinter dem jungen WCschützen her, riefen ihm Spottreden nach, machten ihm Eselsohren mit den Händen und trieben den Neulingen gegenüber üblichen Unfug.

In Nürnberg ward aber nicht geblieben: von dort aus, fürchtete der Beanus, könnte leicht Kunde nach Miltenberg kommen über die Art, wie er seine Pflegerenschaft auffaßte. Mit dem Vorgeben, daß in den Kursen zu Nürnberg kein Platz offen sei, führte der Beanus seinen Schützen über Forchheim nach Bamberg, wo der Rektor wirklich niemanden mehr aufnehmen wollte und konnte, und nach kurzem Aufenthalt im Armenhospital daselbst ging wieder nach Nürnberg zurück. Aber auch jetzt fiel es dem Bachanten gar nicht ein zu bleiben. So lange Meister Konrads Geld reichete, ging halbwegs; als dies aber alle war, da begann die wahre Leidenszeit unseres Hans: jetzt mußte er der Schützenpflicht des Bettelns obliegen. Schlechte Wege, bissige Hunde, wütende Bauern, die bestohlen zu werden pflegten, wenn es an Unterhalt fehlte, bereiteten ihm viel Leides. Die Frauen waren jedoch meist barmherzig gegen unsren armen Schützen, aber wenn er sich einsinken ließ, etwas von den gebotenen Lebensmitteln zu genießen, so verriet ihn das alte Bachantennittel der gezwungenen Mundauspielung mit warmem Wasser, welche Fett- und Fleischbestandteile verriet: und dann setzte es unerbittliche Prügel.

Weiter wanderten die Studenten über Kulmbach und Hof nach Böhmen. In Kaaden sagte der niedrige Standpunkt des Wissens dem Beanus zu, da sogar er, von dem Buzbach nie ein lateinisch Wort gehört hatte, als ein gewaltiges Licht gelten konnte. Mit zwei anderen alten Studenten und ihren Schützen wohnten unsere Wanderer zusammen, die Schützen schliefen auf der Bank beim Ofen. Als eines Nachts unser Hans von der Bank herabfiel und nächst dem Kopf auch den Ofen beschädigte, setzte es wiederum die landesüblichen Prügel. Bei der großen Konkurrenz im Betteln sollte Hans für seinen Herrn das Fehlende durch Stehlen beschaffen, weil er aber dazu nicht gebracht werden konnte, ward ihm empfindlich zu Gemüte geführt, daß der Pfad der Tugend namentlich für fahrende Schüler gar schwer zu wandeln ist.

Im Frühling ging nach Kommotau, von wo jedoch die Pest die jungen Gelehrten nach Wachtau trieb. Hier unter hussitischen Kezern lernte Buzbach den Uebermut damaliger Edelinges aus eigener Anschauung kennen, wobei er die Sentenz einfließen läßt, daß manche Edelleute nur um so härter und grausamer werden, je mehr man sie bittet, eine Notiz, die stark an das schöne Wort Bürgers erinnert:

Viel Klagen hör' ich oft erheben
Vom Hochmut, den der Große übt;
Der Großen Hochmut wird sich geben,
Wenn unsre Kriecherei sich gibt.

Auch mit der schwarzen Kunst, der Nigromantie, machte Buzbach hier Bekanntschaft: leider hatte der Beanus den Mut nicht, das Abenteuer einer Schatzhebung zu bestehen und Buzbach mußte jetzt sich doch entschließen, Hühner und Gänse zu stehlen, wozu ihm sein Lehrmeister die geeignetsten Lehren an die Hand geben konnte. An das Latein lernen kam es leider wieder nicht, vorerst galt es, sich das Böhmische zu eigen zu machen.

Wiederum von einer Seuche in die Flucht geschlagen, zogen Buzbach und sein Bachant nach Karlsbad, wo sie die Bäder brauchten. In Eger bekamen sie Stellung als Hauslehrer in reichen Familien, doch ließ die Mißgunst seines Meisters nicht zu, daß der junge Fuchs es so gut habe, er verdingte ihn an ein paar andere Bachanten, die keine so günstige Stellung hatten und ihn nun doch wieder auf den Bettel schickten. Ein Versuch, sich diesem Dienst zu entziehen, trug neue Schläge ein, selbst der Schutz, welchen Hansens Prinzipal, der Vater seines jungen Schülers, ihm angedeihen ließ, frommte da nichts. Jetzt verließ Hans Eger und seinen Bachanten auf immer; nie wäre was aus ihm geworden; dessen beiden Genossen, eben die, an welche Hans verdingt war, wurden später wegen Diebstahls gehängt.

*) Mir liegt leider nur, der allerdings treffliche Auszug von Otto Zahn vor; die Beder'sche Uebersetzung, Regensburg 1869, war mir auszutreiben nicht möglich.

Im zwölften Jahre stehend, trat nun Buzbach in Dienste bei einer böhmischen Adelsfamilie, da es mit dem Studium doch nichts werden zu wollen schien. Er hatte damit jedoch nur eine Sklaverei mit der andern vertauscht, er wurde von einer Herrschaft an die andere verdingt, vertauscht, mißhandelt und sehnte sich lebhaft nach den Fleischtöpfen der deutschen Heimat: endlich entfloß er und langte mit Hilfe gutherziger Menschen in Miltenberg wieder an, freilich ohne Doktor zu sein und statt der Kenntniß des Lateinischen nur die des Böhmisches heimbringend.

Sein Vater war inzwischen gestorben und ein Stiefvater, aber ein braver guter Mensch, empfing den Ankömmling mit gleicher Herzlichkeit wie die gute Mutter. Neuerdings ward beschlossen, daß Hans Schneider werden und zwei Jahre lernen sollte. Nicht wenig ward in der Lehre sein Gewissen beschwert über die Tuschlappen, welche zu eigenem Nutzen des Meister Schneiders in die Hölle wanderten, die dort zu Land das Auge genannt wurde. Dabei beruhigte ihn auch die Handwerksausrede nicht, daß nur so viel Tuch abgezwaht werde, als man im Auge behalten könne. Nach zweijähriger Lehre nahm Hans in Mainz Arbeit, von wo er durch befreundete Geistliche nach dem Kloster St. Johannisberg empfohlen ward und als Laienbruder seine Kunst im Dienste der frommen Herren übte. Diese Zeit der stillen glücklichen Ruhe wurde jedoch getrübt durch die unwiderstehliche Sehnsucht nach Wissen und höherer Bildung, in deren äußersten Vorhallen ja unser Held schon geweilt hatte. So lebhaft war diese brennende Sehnsucht, daß der Geist des Vaters, dessen heißester Wunsch das Studium des Sohnes gewesen, diesem letzteren sowohl, wie übrigens auch dem jüngeren Bruder, im Traume erschien.

Ein Kranker, den er pflegte, ermutigte ihn und junge Geistliche rieten ihm die hochberühmte Schule von Deventer in den Niederlanden. Dort wirkte der weithin leuchtende gelehrte Hegius und suchte alle edele Bildung und geistige Freiheit auf den altklassischen Studien aufzubauen. Dazu kam, daß der Meister wie zum Lehrer geboren war und selbst in Erscheinung, Leben und Gebahren als edles Musterbild dastand. Milde Herzens gab er an arme Schüler mit vollen Händen weg, was er annahm und starb fast mittellos: so wandelte er, ein ganzer Mann, unter den Menschen seiner Zeit eines Hauptes höher emporragend.

Hansens Abt, Johann von Siegen, gab diesem nach etlichen Schwierigkeiten die Erlaubniß, in Deventer seine Studien wieder aufzunehmen und gut empfohlen trat er dort vor den berühmten Meister, der ihn freilich bei einer vorgenommenen Prüfung viel zu leicht befand. Nach mühevollen Arbeiten und allerlei Duldungen und Entbehrungen, Hunger, Durst und Kälte, fiel er bei der Probe der Grammatikklasse, der siebenten, durch und ging beschämt wieder ins Kloster zurück zur Nadel und Scheere. Seine Mutter, welche er bei einer gelegentlichen Geschäftsreise in Frankfurt traf, trieb ihn jedoch wieder von neuem an, den Herzenswunsch des seligen Vaters doch noch in Erfüllung gehen zu lassen. Abermals ward nach vielen Schwierigkeiten der Abt endlich wieder dem Plane hold gestimmt und in Miltenberg vom Stiefvater und der Mutter freundlich aufgenommen und wohl unterstützt segelte er den Main und Rhein hinab nach Deventer. Kurz nach Hansens Eintritt starb der hochverehrte Hegius; Hans war der letzte Schüler, den er selbst aufnahm und zwar in die achte Klasse. Da fand sich unser wissenschaftlicher Abenteurer unter einer Anzahl älterer Scholaren, die eingetreten waren, um sich dem Militärdienst zu entziehen; deren einer müdete sich bereits 4 Jahre lang, um — lesen zu lernen! Bei Hansen ging es jedoch jetzt rüstig und glücklicher wie früher vorwärts. Nach einer schweren Krankheit, von der ihn namentlich die Mitteilung seines Aufrückens in die vierte Klasse heilte, unterstützt von der Bruderschaft des gemeinsamen Lebens, welche eifrig studierende Leute förderte, wo und wie irgend möglich, verließ er nach 4 Jahren Deventer und trat als Geistlicher in den Orden, zu dessen Zierden er gerechnet wurde, wenn er auch das Unglück hatte, durch eine wissenschaftliche Fehde in den

Geruch eines Dunkelmanns zu kommen. Hier enden die Wanderjahre Buzbachs und mit ihnen der für uns wichtige Teil seines Lebens.

Unsere dritte Quelle ist bereits allgemein zugänglich, nämlich in der hübschen Ausgabe von Boos.*) Der alte Thomas Platter beschrieb sein Leben auf Wunsch seines Sohnes und einiger anderer seiner Schüler.

Zu Bütz in Wallis am 10. Februar 1499 ward Platter geboren, grade beim Messeläuten, darum glaubte man ihm schon damals eine geistliche Zukunft weissagen zu sollen. Vom 6. bis zum 8. Jahre lag unser „Thomillin“ dem Amte des Ziegenhütens ob, was bei einer Zahl von 80 Schutzbefohlenen für den kleinen Knirps keine geringe Arbeit war, die er zu großer Zufriedenheit ausführte. Ferner führte Platter sein Bildungsgang in die Stellung eines Kuhhirten, von wo er 9 Jahre alt zum Pfarrer getan ward, um „die Schrift zu studiren“, d. i. sich auf den geistlichen Beruf vorzubereiten. Da erging es unserm Scholaren gar übel, obgleich ihn sein Lehrer sehr lieb gehabt haben muß, weil geschrieben steht: Je schärfer die Rute, je lieber das Kind. Ein Bachant aus seiner Verwandtschaft nahm nun Platter mit sich auf die Fahrt und es ist belustigend, die naiven Schilderungen des weltunerfahrenen ABC-Schützen zu lesen, der einen mondbeleglänzten Kachelofen für ein Riesentalb ansieht, oder um einen Sechser zu verdienen, sich nackt prügeln läßt. In Zürich sammelten sich 8 bis 9 Schüler, dabei drei kleine Schützen, und man wollte ins meißner Land ziehen, worin, wie man Platter weiß machte, das Gänserauben erlaubt sei; eine Probe, bei welcher der geschickte Steinwerfer und ehemalige Geißhub eine Hans erlegte, da man ihm fälschlich sagte, man sei jetzt im meißner Land, fällt ziemlich schlecht aus. In Raumburg war die erste längere Rast, wo sie, ohne die Schule zu besuchen, etliche Wochen bettelweise sich nährten.

Die einheimischen Schüler jedoch wurden schwierig und nach einem tapfern Treffen mit Steinen zogen unsere Schweizer ab nach Halle, Dresden und Breslau. Damals war grade (am 13. und 14. September 1515) die Schlacht bei Mailand geschlagen worden, in der die bisher für unüberwindlich gehaltenen Schweizer furchtbar gelitten hatten, daß man sagte: „jetzt hand die Schwizer ihr best pater noster verloren.“ Als Schweizer nun, und als der kleinste Schüler der Truppe immer bemitleidet, erhielt Platter immer reichlich geschenkt. Als er jetzt krank wurde, kam er in das „befundrige spitall“ zu Breslau, der Schule, welche sein volles Lob erhält bis auf die Menge fabelhaft großer Exemplare jener kleinen grauen Tierchen, welche der Volkswiz: „Sachtmarschier“ nennt.

Was Platter über eine der neun Breslauer Schulen sagt, der zu St. Elisabeth, welche er besuchte, setzen wir wörtlich und zugleich als Sprachprobe im Urtext hierher: „In der schull zu s. Elisabeth lasen alwägen ein smals zu einer stund in einer stuben 9 baecalaurii**). Ward doch graeca lingua (griechisch) noch nienerst (nirgend) im land, des glichen hatt niemand noch kein truckte Viecher, allein der präceptor (Lehrer) hat ein truckten Terentium (lateinischer Lustspielsdichter des 2. Jahrhunderts v. Chr.). Was man laß, muß man erstlich dictieren, dan distingwieren, dan construieren, zuletzt erst exponieren, das die bachanten große scarteken mit ieren heim hatten zu tragen, wen sy hinweg zugen!“

Von Breslau zogen 8 Mann wieder zurück nach Dresden, in dessen Nähe Platter wieder der Hauptheld einer Gänsejagd war, welche in dieser Stadt selbst, auf dem Ferdinandsplatz, in der vortrefflichen Brunnenstatue von dem tüchtigen Diez ver-

*) Thomas und Felix Platter. Zur Sittengeschichte des 16. Jahrhunderts, Leipzig v. Hirzel 1878.

***) Baccalaureus ist ursprünglich = ein Pächter kirchlichen Grund und Bodens, dann ein junger Krieger, der fremdem Banner Folge leistet, endlich seit Gregor IX. (1227—41) an der Universität zu Paris ein Student, welcher nach einer Prüfung und Disputation Vorlesungen halten durfte; eine rote Kappe zeichnete ihn vor den übrigen akademischen Bürgern aus. Von Paris wanderten Sache und Name des Baccalaureats an alle übrigen Universitäten.

ewigt worden ist. In der Nähe Dresdens wurden die Schweizer von einem Landwirt traktirt, dessen alte Mutter sich unendlich über ihren Anblick freut: „Ich hab so viel Gutes von den Schweizern hören sagen, daß ich sehnlich verlangte einen zu sehen. Mich dünkt, ich will jetzt desto lieber sterben, darum seid fröhlich.“

Von da geht es nach München, wo Thomas durch treue Pflege eines alten Hundes sich die Gunst seiner Hauswirthin, einer Seifensiedersfrau, erwirbt; seinem Bachanten Paulus dagegen hatte es das Töchterlein angetan, und er hatte mit ihr ein inniges Verhältnis angeknüpft, welches der Meister nicht leiden wollte. Da nun das münchener Pflaster unsern Schülern zu heiß wurde, gürteten sie ihre Lenden und kamen nach fünfjähriger Abwesenheit zum erstenmale wieder heim nach Wallis. Die alte Platterin hatte inzwischen wieder geheiratet und des-

halb blieb Thomas bei einem wohlwollenden Vetter, woselbst seines Bleibens auch nicht lange war.

Die neue Fahrt ging nach Ulm; hier ereignete sich ein lustiger Schwank. Lassen wir unsern Gewährsmann selbst reden: „Do nam Paulus noch einen Buben mit im, der hieß Hildebrandus Kalbermatter, ein paffen Jun, was auch noch jung. Dem gab man Tuch, wie man das macht im Land, zu ein röllin. Als wier gan Ulm kamen, hieß mich Paulus mit dem Tuch umbher gan, den macheron darzu heischen; mit dem (Betteln nämlich) überkam ich vill gält, dan ich hatt das puzlen und bättlen wol gewont. . . . demnach sind wier wider gan Minchen gezogen, han do ouch niessen (müssen) den macheron vom Tuch, das doch nit min war, bälleie. Ueber ein Jar kamen wier noch einmahl gan Ulm, im willen aber (wiederum) ein mull heim zu ziehen (einzuheimsen). Bracht aber das Tuch



„Erst ein Stückchen, dann ein Schlückchen.“ (Seite 592.)

wider mit mir und hiesch den macheron. Do bin ich woll ingedenk, das ettlisch zu mir sagten: „Boz marter! ist der Rock noch nit gemacht? ich gloub du gangest mit buben werck (Bubenwerck, schlechte Streiche) umb!“

Bei einem zweiten Aufenthalt in München wird Thomas in einem Fleischerhause festgehalten und veranlaßt, seinen Bachanten im Stiche zu lassen und Krankheit zu heucheln. Weil dieser ihm aber Fußtritte androht, entfloß Thomas über Passau, Freisingen, Ulm, Mersburg und Konstanz nach Zürich. Nach kurzem Aufenthalt ging die Reise nach Straßburg, und von da nach Schlettstadt, wo sie der Schule des berühmten Sapibus angehörten; das dauerte vom Herbst bis Pfingsten. Weiter ging es nun nach Solothurn, allwo Platter zu seinem Leidwesen so gar viel in der Kirchen steden und viel Zeit versäumen mußte, daß er und sein Genosse Benz wieder heimzogen. Trotz der Klagen seiner Mutter wendete sich Thomas wieder nach Zürich, wo eben Myconius angekommen war, „ein gelehrter Mann und treuer Schulmeister, aber grausam wunderbarlich“. Da drückte er sich in einen Winkel und dachte

bei sich: hier willst du studiren oder sterben. Unter vieler Angst lernte unser Schülerlein die lateinische Grammatik des Donat auswendig, und ward so nachdrücklich mit dem Terentius bekannt gemacht, daß oft „sein hemdlin naß ist worden“, und ihm hören und sehen verging. Merkwürdig ist, daß der Evangelienauslegung eines dortigen Lehrers in der Schule auch Laien mit bewohnten. Dort saugte Thomas einen protestantischen Haß gegen Messe und Gözen (Heiligenverehrung) ein, welcher sich auch tätzlich äußern sollte. Thomas war als fremder Schüler Custos der Schule und hatte als solcher das Amt des Einheizens. Weil es ihm nun oft an Brennholz fehlte, ging er eines schönen Tages in die leere Kirche, erwischte einen holzgeschnizten Johannes, nahm ihn mit sich, steckte ihn in den Ofen und sprach zu ihm: „Zögli, bück dich, du mußt in den Ofen, obchon du Johannes sein sollst“. Als das Holzbild zu knistern begann, rief er zürnend: „nun halt still, oder ich mache das Türlein zu, und nur der Teufel soll dich wieder herausbringen.“ Die Frau des Schulmeisters Myconius freute sich zwar baß über die wohlgeheizte Stube, aber die katolische

Bevölkerung war in großer Aufregung, und es wäre unserem Thomas schlimm ergangen, wenn seine Tat bekannt geworden wäre. Der inzwischen gefasste Plan, Priester zu werden, ward zu Wasser, als Platter zur Kirchweih in Sältau eine Predigt des Magisters Ulrich Zwingli hörte, dessen nähere Bekanntschaft er auch noch machte. Bei einer neuen Anwesenheit in Zürich litt unser Held viel Hunger und Not, ward auch in die Reformationswirren verflochten, und kehrte endlich dem Studium den Rücken, um das Seilerhandwerk zu lernen. Wenn er seinen Strick drehte, hatte er immer dabei einen Homer oder ein anderes Buch künstlich an einer Holzgabel aufgesteckt und studirte weiter zum großen Mißbehagen seines Meisters. Der Letztere gab endlich zu, daß Platter täglich eine Stunde hebräisch lernte, worin Platter schnelle Fortschritte machte. Eines Tages kam ein Franzose in die Schule, welchen die Königin von Navarra geschickt hatte, hebräisch zu lernen. Als nun der Franzose, welcher mit mehreren vornehmen Schülern an einem Tische saß, den Magister Dgorinus fragte: „wann kommt unser Professor?“ zeigte dieser hinter den Ofen, wo unser Seilergefell in seinen schlechten Kleidern saß. Der Franzose wollte

diesen mit nach Frankreich nehmen und der Königin von Navarra empfehlen. Wie nun späterhin Platter ein Weib nahm, und Schulmeister der Landschaft Wallis wurde, und seine übrigen Erlebnisse, alles das gehört nicht hierher, weil es nicht im Zusammenhange steht mit seinem fahrenden Schülertum.

Die Schülererlebnisse seines Sohnes Felix, von dem ebenfalls Tagebuchaufzeichnungen vorhanden sind, haben für uns weniger Interesse, da die günstigeren äußeren Verhältnisse diesem einen glatteren Bildungsgang ermöglichten.

Hiermit beschließen wir unsere Naturgeschichte der akademischen Wanderratten, welche, wie wir hoffen, nicht nur von dieser eigenartigen Gattung ein einigermaßen anschauliches Bild gibt, sondern auch geeignet ist, über das gesellschaftliche und geistige Leben unseres deutschen Volkes Winke zu erteilen, wie es in einem anderen Zusammenhange nicht tunlich gewesen wäre. Die Bierreisen und Fuchtsfahrten des modernen Studententums haben für mich persönlich ein sehr untergeordnetes Interesse, da ich bei ihnen einen kulturhistorischen Hintergrund nicht finden kann und andere Leute für geeigneter halte, Lohsfänger dieser irrenden Ritter der Gegenwart zu werden.

Poetische Aehrenlese.

Brockenfahrt.

28. August (Goethes Geburtstag) 1849.

Das war eine wilde Reise
Da wir froh nach Burschenweise
Stiegen auf zum Brockenhaupt
Ueberall in deutschen Landen
Ward ein hohes Fest gefeiert:
Goethefest — gespielt, geleiert.
Doch nach andrer Feier standen
Uns die Sinne, und wir fanden
Uns ein Fest, so recht romantisch,
Nicht voll Reden, nicht pedantisch,
Nicht so professorisch kühl,
Nein, so recht im Blocksbergstyl.

Luftig schien die Herbstesonne
Ueber unsre Wanderwinne,
Köstlich war die Luft, und klar.
Freudig schallten Wanderlänge
Durch der hohen Felsenmassen
Ungebahnte, steile Straßen.
Doch die schroffen Bergeshänge
Stuften sich im Felsgebränge
Immer höher, immer grauer,
Und ein kühler Nebelschauer
Zauberte durch Nebel schwarz
Um uns her den echten Harz.

Denn des Blocksberg wilde Trosse
Wollten heut zu Fuß und Krosse
Feiern auch ihr Goethefest.
Bang die Sonne sich versteckt,
Und schon läßt der Sturm sich hören
Dumpf in des Gebirges Höhren,

Und sein Brausen ruft und wecket
Schnell das Heer. Und kreischend strecket,
Sich begrüßend, aus der Lauer
All der wilde Koboldschauer,
Springt und tanzt mit Teufelslang
Wild von Fels zu Felsenhang.

Und nun weiter, immer weiter,
Auf des Brockens Felsenleiter
Schrillt und brüllt und jauchzt und stürmt.
Angstvoll fliehn der Vögel Schaaren,
Das Gewild im schwarzen Forste
Flieht herab vom Waldeshorste.
Tannen mit zerfausten Haaren
Stürzen krachend hin zu Paaren.
Schwarz umwölket droht der Himmel
Ueber dem Naturgetümmel,
Und vom Donner mit Getos
Reißt der Widerhall sich los.

Halt! Wo ist der Weg? Verloren!
Auf die Lust der Erdentoren
Legt der Teufel seinen Schwanz.
Welch ein Schrecken, Welch ein Grausen —
Antwort durch die finsternen Lüfte
Schreien höhrend alle Klüfte,
Und wir stehn im Sturmesbrausen
In des Festes tollstem Hausen.
Und auf Besen, Ziegenböcken,
Hexentanz in allen Ecken,
Regenguß und Nebelmacht —
Weh, wir sind im Höllenschacht!

Wohin wenden? Wohin schreiten?
Denn kein Weg mehr will uns leiten!
Hurtig, mutig, grade aus!
Aber jäher nur verdichten
Sich die Felsen. Auf, und klettert,
Ob auch Erd' und Himmel wettet!
Seht, schon hellen sich die Fichten,
Nieder gehn die Felsenschichten.
Aber weh! da lauern Sümpfe,
Und es bleiben Schuh und Strümpfe
Stecken in dem Teufelschlamm,
Jedem Schritt ein Pfuhl und Damm!

Zaubermeister, Vater Goethe,
Hilf uns bannen unsre Nöte!
Ach, so stehen wir im Chor.
Willst du, daß wir sterben sollen?
Namen ja zu deinem Feste,
Weihn dir unsrer Lieder beste! —

Horch! da schwieg des Sturmes Grollen,
Und die Nebel seitwärts quollen,
Und ein Tagesblick bot Rettung
Uns aus unsrer Sumpfesbettung.
Zubelruf: das Leid ist aus,
Droben winkt das Brockenhaus!

Rechts und links, und tief und oben,
Ließen wir den Sturm nun toben,
Heimlich warm war Stub' und Haus.
Hei, wie perlte neues Feuer
Jetzt der Wein uns in die Glieder,
Wekte tausend Jubellieder,
Während draußen, nicht geheuer
Schob die Nacht um das Gemäuer!
Vater Goethe, du Besreier!
Sahst du unsre lustige Feier?
Jung auch warst du niemals kühl
Für ein Fest im Blockbergsthl!

Otto Roquette.

Schützen und Schützenfeste.

Von W. Bloz.

(Siehe Illustration Seite 576—577.)

Der Schützenkönig, den unser Bild zeigt, mit seiner goldnen Kette um den Hals, ist kein so tapftrer Mann, wie der heilige Sebastian, einst der Schutzpatron aller Schützengesellschaften. Denn der heilige Sebastian hielt nach der heilige Legende tausend Pfeilschüsse aus und blieb doch noch am Leben; unser Schützenkönig aber ist von dem Siegestrunke schon so hart mitgenommen worden, daß er von zwei Freunden aufrecht erhalten und geführt werden muß, um nicht zu fehlen im Siegerheinzug.

Der stolze Federhut mit dem verzierten Busch ist ihm vornüber gesunken, und seine Gattin ist über das Haupt des Gatten nicht weniger erschrocken, als einst das kleine Söhnlein des trojanischen Helden Hector über den dräuenden Helmbusch des Vaters. Der Schützenkönig ist nicht mehr imstande, seine Augen offen zu halten; die schweren Lider sinken ihm herab, und er befindet sich in der Lage, sagen zu können:

„Das Auge fällt, die Nas' ist schwer
Und meine Zunge sieht nicht mehr!“

Was er stammelt und mit einer entsprechenden Geste des Zeigefingers begleitet, muß recht erheiternder Natur sein, denn die beiden Freunde, welche den Schwankenden stützen, können sich des Lachens kaum enthalten. Aber sie müssen sich Zwang antun, denn der Schützenkönig ist des Städtchens allgewaltiger Bürgermeister, wie es denn häufig so eingerichtet wird, daß bei den Schützenfesten die Herren Bürgermeister auch die Schützenkönige werden. Das läßt sich ja machen.

Zwar wird der vortreffliche Schützenkönig dem Spott böser Zungen nicht entgehen, denn sein Zustand kann unmöglich den Zuschauern verborgen bleiben. Aber die Hauptsache ist für das kleine Städtchen ja doch der Aufzug des Schützenkorps und die Musik, und dabei überfieht man den „Bops“ des gestrengen Herrn Bürgermeisters. In solch einem kleinen Ort ist ein Aufzug bewaffneter und uniformirter Männer eine Seltenheit. Militär liegt keins da, und da ist es denn das Schützenkorps, welches die kriegerischen Leidenschaften entflammt und erhält. Glücklicherweise haben diese Schützen mit dem Krieg nichts zu tun. Ob die Schützen mit ihrem „zweierlei Tuch“ auch bei der Damenwelt dasselbe Glück haben, wie das Militär, darüber schweigt die Geschichte, wenigstens unsere.

Der Schützenzug ist der Glanzpunkt des Schützenfestes, an dem die ganze kleine Stadt Anteil nimmt. Gearbeitet wird an diesem Tage gar nicht oder nur halb; man sieht, wie Kinder-mädchen, Dienstmädchen und Lehrlingen neben dem Zuge einherlaufen, ihre Aufträge vergessend und vernachlässigend. Man marschirt gravitatisch, in militärischer Haltung, voran der Tambour-major, der stolz seinen mächtigen Stab trägt und in seiner bunten Uniform weit mehr die Bewunderung der Straßenjugend hervorruft, als der Schützenkönig selbst. Das Musikkorps, drei Mann hoch, sieht allerdings nicht besonders stattlich aus, und es ist wahrscheinlich ein Glück, daß wir die Musik nicht zu hören brauchen. Hier werden eben keine besonderen Ansprüche gemacht. Stolz und stattlich aber marschieren die Schützen hinter dem Schützenkönig drein, wenn mancher von ihnen auch nicht mehr besonders fest auf den Füßen stehen mag. Aber man muß sich zusammenehmen, denn das eigentliche Festgelage beginnt erst am Abend. Das wird ein scharfes Zechen werden, und dreimal wehe über dich, armer Schützenkönig!

Schwere Köpfe bilden den Schluß der Idylle; eine Idylle ist's, denn das männermordende Blei zerschmettert hier keine menschlichen Körper, sondern hölzerne Scheiben, und die patriotischen Wahrsprüche, die manchmal so drohend gegen die Franzosen klingen, braucht man nicht gar ernst zu nehmen. Für kriegerische Zwecke sind die Schützenvereine völlig überflüssig gemacht durch die moderne Heeresorganisation, und die Übung im Schießen hat nicht den Zweck, wie etwa bei den Bürgern der südafrikanischen Republik Transvaal, den bekannnten Boeren, wo jeder einzelne im Schießen unterrichtet wird, um im Kriegsfall von dieser Übung Gebrauch machen zu können, eine Einrichtung, die sich im Kriege mit den Engländern so großartig bewährt hat.

Die heutigen Schützengesellschaften sind die Ueberreste der ehemaligen Schützengilden, die sich bildeten, als das städtische Leben in Deutschland seinen Aufschwung zu nehmen begann. Die Städte hatten sich gegen allerlei räuberische Ueberfälle herrsch- und habfüchtiger Feudalherren zu verteidigen und bei der Unsicherheit der mittelalterlichen Zustände im allgemeinen war es gut, wenn jeder Bürger in den Waffen geübt war. Denn wie oft zog man aus, um die Burg eines übermütigen

Nitters zu brechen oder einer freundschaftlich gesinnten Stadt im Kampfe gegen ihre Bedränger hilfreich beizustehen! Es kam häufig vor, daß eine Stadt von irgend einem Feudalherrn, einem Bischof oder Ritter, plötzlich überfallen und nach gelungenem Ueberfall mit dem Joche einer drückenden Knechtschaft belegt wurde. Dagegen wollte man sich vorsehen. Ferner sonderten sich bei den großen Kriegszügen, die sich so häufig über Deutschland hinwegwälzten, von den regulären Kriegsheeren große Haufen von allerlei schlechtem Gesindel ab, das plündernd und marodierend durch das Land zog und sich an kleinere Städte wagte, wenn diese nicht durch eine bewaffnete Macht geschützt waren. Diese Elemente von der Stadt und ihrer Banneile fernzuhalten und den Schutzbefohlenen der Stadt ihr Eigentum zu erhalten, war gleichfalls eine Aufgabe der bewaffneten Bürger.

Die Uebung in den Waffen und der oft anstrengende und langdauernde Dienst fielen bald der Masse der Bürger sehr schwer. Dazu kam, daß die Gewerbe sich sehr entwickelten und daß ihr Betrieb hohe Anforderungen stellte. Der Meister, der als Schuster, als Goldschmied, als Waffenschmied, als Schneider arbeitete, konnte sein Gewerbe nicht vernachlässigen und war zudem von den gemeinschaftlichen Angelegenheiten seiner Zunft, sowie von seinen Pflichten für das innere städtische Gemeinwesen in hohem Grade in Anspruch genommen. Die meisten dieser Handwerker sahen mit der Zeit ein, daß es für sie unmöglich sei, sich auch noch mit einem ständigen Dienst unter den Waffen zu befassen, und so übertrug man diesen Dienst einer Anzahl von Männern, deren Verhältnisse es ihnen gestattet. Die Schützen, wie sich diese bewaffnete Macht nannte, schlossen sich wie die Gewerke zu engeren Vereinigungen zusammen; sie konstituirten sich als Gilden und Bruderschaften und erwarben als solche Privilegien und Eigentum aller Art. In großen Städten kam es auch vor, daß die einzelnen Zünfte bei ihrer großen Anzahl von Mitgliedern, sich selbst eine eigene Schützengilde, auch Banner genannt, schufen, die ihre eigenen Feste feierte. Alljährlich einmal aber wurde ein Hauptfest gefeiert, und die meisten Städte hatten oder haben noch einen besonderen Raum, der für diese Festlichkeiten bestimmt ist, wie man denn heute noch viel von Schützenanger, Schützenwiese etc. spricht. Zuweilen hatten diese Schützengesellschaften auch einen religiösen und kirchlichen Anstrich und sie sind in den katolischen Ländern lange Zeit ein Damm gegen den Protestantismus gewesen.

Der beste Schütze auf jedem Feste wurde zum Schützenkönig ernannt und genoß hohe Ehren. Heute werden bekanntlich für die Leistungen der besten Schützen auf den allgemeinen Schützenfesten Preise ausgesetzt. Man trug die Kosten dieser Feste anfangs in den Städten auf Rechnung der Gemeinden; indessen wurden später die Schützengilden ziemlich reich und konnten selbst die Kosten aufbringen. Diese Feste waren zuweilen ungeheuer luxuriös, und da unsere biederen Altvordern in Vergeltung von guter „Nuzung“ und allerlei Gebräu, sowie von gutem Wein sehr Bedeutendes leisten konnten, so läßt sich denken, daß die Feste auch recht kostspielig waren.

Dieselben dienten sehr oft dazu, die einzelnen Städte im Bündnis und in Freundschaft miteinander zu erhalten, damit sie sich im Notfalle Hilfe leisten konnten. So war auch mit diesen jährlichen Vergnügungen ein praktischer Zweck verbunden.

Solche Verbindungen waren, wie aus alledem hervorgeht, im Mittelalter ein sehr wichtiger Faktor für die Entwicklung städtischer Gemeinwesen. Sie verteidigten die Rechte und Freiheiten der Städte gegen die Annäherung der Feudalherren; die Städte wurden selbständig, und es konnte sich in ihren Mauern jene wirtschaftliche Blüte entwickeln, die in manchen Perioden des Mittelalters einen so wohlthuenden Gegensatz bildet zu dem Elend des von „Nittern“ und Pfaffen ausgezogenen Landes. Reste dieser wirtschaftlichen Blüte sind an einzelnen Stellen in beschränktem Maße heute noch vorhanden. Es hatte sich in jenen Zeiten an vielen Orten ein stark demokratischer Geist festgesetzt, der in der Hansa und den Städtebünden Süddeutsch-

lands seinen mächtigsten Ausdruck fand. Die Selbständigkeit dieser demokratischen Gemeinwesen aller wurde in den einzelnen Städten gewahrt und geschützt durch die bewaffneten Bürger. Daraus ergibt sich die hohe Bedeutung jener bewaffneten Gilden und Genossenschaften. Das eigenartige Leben der mittelalterlichen Städte mit seinem reichen Getriebe, seinen Handwerken und Künsten, seinen Festen und Freiheiten konnte sich eben nur entwickeln unter dem Schutze dieser demokratischen Waffenmacht. Wo sie nicht stark genug war, da fielen die Städte in die Knechtschaft der geistlichen und weltlichen Feudalherren.

Solchergestalt wehrhaft auf der einen, gewerbsleißig auf der anderen Seite, geschickt im Handel und geübt in den Künsten, blühten die Städte im Mittelalter gewaltig empor. Sie bildeten den soliden Kern der Nation, die sicherlich untergegangen wäre, wenn das reiche Kulturleben und die wirtschaftliche Kraft der Städte den Abgang an Mark und Blut nicht ersetzt hätten, den die Nation erlitt, indem sie von den Feudalherren ausgeplündert und geknechtet wurde. In die Städte retteten sich die freien Gedanken, welche die Jahrhunderte durchstrahlten; in den Städten wuchs jener Geist heran, welcher Deutschland von den wüsten Auswüchsen des Feudalismus zu befreien bestimmt war.

Solches schufen die tüchtigen Bürger des mittelalterlichen Deutschlands aus eigener Kraft und hielten es aufrecht mit ihren waffengeübten Händen, zu Trutz und Schutz gegen Junker und Pfaffen.

Die äußere Ausrüstung der bewaffneten Bürgergilden wechselte natürlich mit den Veränderungen in der kriegerischen Bewaffnung überhaupt. Zuerst war die Hauptwaffe die Armbrust, welche schon ziemlich an die Stelle des einfachen Bogens getreten war, als die ersten Schützengilden auftauchten, d. h. im 13. und 14. Jahrhundert. Doch verdrängte die Armbrust, die schon die alten Römer kannten, den Bogen erst im Laufe von zwei Jahrhunderten ganz, was zum Teil auch daher kam, daß der Gebrauch der Armbrust im Kampfe gegen Christen von den Päpsten mehrfach verboten worden war. Die Armbrust, deren Sehne man mit einer kleinen Winde aufzog, schleuderte zuerst Pfeile, dann Bolzen und zuletzt Bleikugeln, welche letztere mit solcher Gewalt geschleudert werden konnten, daß sie noch auf eine beträchtliche Entfernung einen nicht allzustarken Panzer durchschlugen. Die Armbrust hielt sich noch lange nach Einführung der Feuegewehre und blieb bis in die Mitte des 16. Jahrhunderts in kriegerischem Gebrauche. Als Schießwerkzeug bei Festen u. s. w. hat sich die Armbrust an vereinzelt Orten selbst bis auf den heutigen Tag erhalten, und es gibt noch Gesellschaften, die ihre Schießfeste mit dieser Waffe begehen. So gab es Bogenschützen, Armbrustschützen und später Büchschützen in den Städten.

Mit der Zeit änderte sich natürlich das alles. Je mehr sich aus dem Chaos der mittelalterlichen Anarchie heraus feste Staatengebilde entwickelten, desto mehr sorgte auch die Staatsgewalt für die öffentliche Sicherheit. In den geordneten Staaten ward deshalb der lokale Waffendienst überflüssig, weil es niemand gab, der da mit solchem Aufwand von Bürgerkraft hätte bekämpft werden müssen. Freilich war damit die Freiheit und Unabhängigkeit der einzelnen Städte verloren gegangen.

Bald begannen auch unter den Bürgern der Städte jene Klassenunterschiede, welche die Neuzeit charakterisieren, immer scharfer hervorzutreten. Die Großbürger zogen sich zurück und bildeten eine Gesellschaft für sich; sie nahmen keinen Teil mehr an den Festen der Kleinbürger. Wenn auch die äußere Form sich noch lange hielt, ja zumteil sich bis in unsere Tage erhalten hat, so sanken doch die Schützengilden zu bloßen Vergnügungsvereinen herab. Sie verloren vollständig den politischen Charakter, der sie im Mittelalter auszeichnete hatte. Man übte sich wohl noch in der Handhabung der Waffen, aber man verband nicht mehr einen kriegerischen Zweck damit. Schon daß man die Armbrust noch vielfach beibehielt, beweist, daß die Schützenvereine, die Reste der ehemaligen Gilden, eine Wehr-



haftmachung der städtischen Bürger nicht mehr bezweckten. Man trieb die Sache aus Tradition, aus Vergnügen, aus Gewohnheit weiter, und auf unserem Bilde hat der Künstler den gemüthlich-harmlosen Charakter dieser Vereinigungen vortrefflich darzustellen gewußt.

Ganz ausnahmsweise nur, unter eigentümlichen Verhältnissen, haben die Schützenvereine und Gilden noch ihre Waffe zu politisch-kriegerischen Zwecken verwendet. So haben im Jahre 1848, bei dem Aufstand am 18. März in Berlin, die Bürgerschützen sich an dem Straßenkampf beteiligt und bekanntlich bei dieser Gelegenheit den General von Mollendorf gefangen genommen.

Die Schützenvereine schienen noch einmal einen politischen Charakter annehmen zu wollen in den Jahren der deutschen Einheitsbewegung, zur Zeit, als der deutsche Nationalverein seine Agitation in Schwung gebracht hatte. Man hatte einen großen, über Deutschland sich erstreckenden Schützenbund gebildet, der alljährlich seine Bundeszchießen abhielt und noch abhält, auf welchen um Preise geschossen wird, während an den Orten, wo noch die Ueberreste der alten Schützengilden bestehen, man immer noch wie früher einen eisernen oder hölzernen Vogel, der auf einer Stange aufgerichtet ist, herabschießt und den besten Schützen zum Schützenkönig ernimmt. Die politische Rolle des modernen Schützenbrüderthums war keine sonderlich vorteilhafte und fiel bald vielfältigem Spotte anheim. Es wurde zwar unendlich viel Pulver verknallt, unzählige Löcher in die Scheiben geschossen und sehr viel Bier und Wein konsumirt, aber die Einheit kam darum nicht näher. Es war gerade wie mit den Sängers- und Turnerversten; die Sänger sangen sehr viel und bekamen dadurch viel Durst; die Turner, mit deren politischer Mission es auch sehr viel rascher zu Ende gekommen war, quälten sich an Neck und Barren ab und bekamen nicht minder Durst; brausende Reden voll schöner Phrasen wurden gehalten, aber das blieb alles ohne eigentliche politische Wirkung.

Wir müssen gestehen, daß die lokalen Feierlichkeiten, die

sich bei den Schützengilden der einzelnen Orte als Tradition aus dem Mittelalter noch erhalten haben, uns weit besser gefallen und auch weit berechtigter erscheinen, als die offiziellen Schützenfeste, und mögen die letzteren auch noch so großartig sein und mit noch so großem Geräusch gefeiert werden. Man fragt unwillkürlich: Wozu der ganze Lärm? In den Festen der Schützengilden aber stellt sich uns ein Stück frischen und unmittelbaren Volkslebens dar, das vielleicht um so frischer und natürlicher ist, weil die Großbürger in ihrem Kastienstolz die ganze Feier dem Kleinbürger überlassen haben; hier ehrt man die wackeren Vorfahren mit ihren demokratischen Tugenden dadurch, daß man an einzelnen ihrer Bräuche festhält und sie dadurch im Gedächtnis auffrischt.

Das mag an vielen Orten anders sein, aber im Ganzen ist es doch so.

Bei alledem sind auch wir nicht gesonnen, auf die Ueberbleibsel des Lebens und Treibens der alten Schützengilden einen besonderen Wert zu legen. Das Spießbürgertum, das sich bei diesen Gelegenheiten breit macht, erschöpft damit häufig seine ganze Beteiligung am öffentlichen Leben und verfällt im übrigen einer trostlosen Verflachung und Abstumpfung. Und doch treten heute so ernste Aufgaben an den Einzelnen heran in dieser alles umgestaltenden Zeit, die wie keine andere darauf hindrängt, daß der Einzelne sich so viel wie möglich an den Angelegenheiten, die das Interesse an der Gesamtheit betreffen, beteilige, wenn er nicht seine Pflichten gegen sich selbst und gegen die Seinen vernachlässigen will! Keinem sei die Freude des Festes mißgönnt, die man sich ohnehin durch angestrenzte Arbeit ermöglichen muß; aber man vergesse darüber die ernstesten Aufgaben des Lebens nicht und verliere nicht das große Ganze aus den Augen.

Est modus in rebus — Maßhalten soll man in allen Dingen, und so auch in dem Kultus der Bräuche, die man zu Ehren der Altvordern noch aufrecht erhalten hat.

Um Wahrheit.

Novelle von Reinhard Kern.

(Fortsetzung.)

Heinrich von Köstlin war erst seit wenigen Wochen in seine Vaterstadt zurückgekehrt, — nach langer Abwesenheit.

Sein Vater war ein Kaufmann bürgerlicher Herkunft gewesen, dem das unverdiente Glück der Spekulation zu seinem eigenen eben nicht ganz unbedeutenden Vermögen in einer Zeit toller Courssteigerungen beträchtlichen Reichtum in den Schoß geworfen hatte.

Von diesem Augenblicke strahlte dem Köstlin'schen Hause ohne Unterlaß die Sonne günstigen Geschicks bis der Vater starb. Dieser galt als Millionär, er machte ein sehr großes Haus und opferte erhebliche Summen für Kunst und Wissenschaft, für gemeinnützige und wohlthätige Zwecke — und erntete überall Anerkennung und Auszeichnung. Jedes Jahr empfing er ein paar Orden, — ein benachbarter Staat ernannte ihn zu seinem Konsul und kurz darauf zu seinem Generalkonsul, schließlich erhob ihn der Herrscher desselben in den erblichen Adelsstand, — der einflußreiche Generalkonsul wurde nun ein Mittelpunkt der guten Gesellschaft, und er wäre es noch lange geblieben, wenn er nicht schon sechs Jahre nach der Epoche seiner glücklichen Börsenspekulationen, von denen er sich seit jener Zeit sorglich ferngehalten, plötzlich und ganz unerwartet gestorben wäre.

Ein Herzschlag habe seinem Leben ein Ende gemacht, behauptete der Hausarzt offiziell, und die Familie sprach es ihm nach, — der eine Sohn und die zwei Töchter, welche den Vater überlebten; die Mutter war schon ein Duzend Jahre vorher hinübergegangen. Die beiden Töchter, von denen die eine mehrere Jahre älter war als Heinrich, während die andere ungefähr um eben soviel weniger zählte, glaubten es auch und

verharrten in diesem Glauben. Heinrich aber, der zur Zeit, als der Vater starb, bereits sein zweiundzwanzigstes Lebensjahr zurückgelegt hatte, hegte vom Augenblicke der Todesnachricht an schmerzliche Zweifel. Seit längerem schon war ihm der Vater mehr und mehr verändert erschienen. An die Stelle der behaglichen Heiterkeit, welche ihn sonst ausgezeichnet hatte, war allgemach eine sorgirte Lustigkeit getreten, die auf Heinrich oft einen unheimlichen Eindruck machte. Und diese seltsame Lustigkeit wechselte immer öfter und plötzlich mit einer meist ganz unmotivirt erscheinenden Wortkargheit und Düsterei der Stimmung, die ihn für Stunden und Tage vollkommen unzugänglich werden ließ.

Die Töchter und die Freunde des Hauses meinten, die Last der vermehrten Geschäfte bedrückte zuweilen den gewissenhaften Kaufmann, der Sohn aber glaubte zu erkennen, daß der Vater sich immer weniger um Geschäfte kümmere, sie gehen lasse, wie sie eben gingen, — und ihm war bereits bei Lebzeiten des Vaters wiederholt der Verdacht aufgestiegen, daß es mit dessen Reichtum vielleicht doch schon nicht mehr so glänzend bestellt sein möchte, als allgemein angenommen wurde und der Vater auch angenommen wissen wollte.

Und dies bestätigte sich denn auch nach dem Tode des Vaters wenigstens teilweise. Millionär war der Generalkonsul Karl von Köstlin sicherlich nur eine sehr kurze Spanne Zeit gewesen; — vielleicht war er es überhaupt nur in der stets übertriebenen Einbildung der Leute und in seinem eigenen, infolge seines Börsenglücks riesenhaft emporwuchernden Größenwahn geworden.

Daß er Hunderttausende gewonnen hatte, wußte man genau, aber schon darüber, ob es hunderttausende Mark oder Taler

gewesen seien, herrschte unter den Eingeweihten Streit, und aus den Büchern des Verstorbenen war keine Auskunft zu holen. Dabei stand fest, daß die Kosten des hocheleganten Haushalts weit über die Mittel des Generalkonsuls hinaus gegangen, da er nicht Millionär war. Er hatte also zu einem bedeutenden Teile von seinen Kapitalien zehren und jährlich ärmer werden müssen, wenn es ihm nicht gelang, seine kaufmännischen Einkünfte um ein sehr Erhebliches zu erhöhen.

Hierzu schien ihm nun alle Energie gefehlt zu haben. Sein Glück hatte ihn geistig wie gelähmt. Unaufhörlich verfolgte ihn die Furcht, seinen Reichtum und die so außerordentlich rasch erjagte glänzende Stellung wieder zu verlieren. Diese Furcht wuchs von Monat zu Monat und quälte den Mann umso mehr, als er sie krampfhaft zu verbergen suchte.

Endlich mochte er es nicht mehr haben ertragen können, — vermutlich war sein Seelenzustand in eine Art geistiger Störung übergegangen, die ihm die Selbstbeherrschung gänzlich raubte, — genug, in Wahrheit war er nicht am Herzschlag, sondern an einem rasch und schmerzlos wirkenden Gift gestorben. Der Hausarzt wußte das und Heinrich Köstlin vermutete es. Jener zuckte die Achseln und sprach im vertrauten Freundeskreise hinterm Weinglase von der Berrücktheit, die eine Zeitkrankheit zu werden drohe, — Heinrich aber quälte der Gedanke an das traurige Ende seines vor kurzem noch so lebensfrohen Vaters auf das Schmerzlichste.

Bettler wäre übrigens der vermeintliche Millionär denn doch noch lange nicht gewesen. An eigenem Vermögen hinterließ er immer noch über hunderttausend Mark. Da keine andern Erben vorhanden waren, so teilten sich die drei Kinder darein. Auch das Hausgerät repräsentirte noch einen beträchtlichen Wert, — so daß jedes der Kinder nach der Erbschaftsregulirung über ein Vermögen von einigen vierzigtausend Mark verfügte.

Heinrich von Köstlin, der Medizin zu studiren begonnen hatte, wäre also sehr bequem in der Lage gewesen, seine Studien zu vollenden und sich dann, wo es ihm nur beliebte, als Arzt niederzulassen. Aber der Gedanke an den Vater ließ ihm keine Ruhe. Und noch etwas andres trieb ihn aus der Heimat.

Er stand zwischen dem siebzehnten und achtzehnten Lebensjahre, als sich die erste große Wandlung im Gesichte seiner Familie vollzog. Dabei machte der verständig beobachtende, scharfsinnige Jüngling allerlei Erfahrungen, unter denen eine besondern Eindruck auf sein empfängliches Gemüt machte. Er sah seine Familie plötzlich von einer Schaar von Menschen umgeben, die sich früher nie um dieselbe gekümmert hatten.

Sein Vater, der leidlich wohlhabende Kaufmann, war zwar in den Kreisen ihm gleichstehender Kaufleute, kleinerer Fabrikanten und in denen des höheren Subalternbeamtentums wohlgekommen gewesen, aber schon die Kommerzienräte und Großindustriellen von Holmstädt und Umgegend hatten ihn sehr von oben herab behandelt. Und für die adligen Rittergutsbesitzer, die Offiziere und die gräflichen Majoratsherren, deren die Gegend mehrere besaß, hatte die Familie Köstlin nie existirt.

Heinrich hatte auf dem Gymnasium, das auch von den Söhnen der Geld- und Geburtsaristokratie besucht wurde, öfter in dieser Beziehung verletzende Erfahrungen gemacht.

Einmal hatte er innigste Seelenfreundschaft mit einem Sohne des Grafen Reizenberg geschlossen — für die Ewigkeit natürlich.

Diese Ewigkeit dauerte jedoch nur bis zu den nächsten Hundstagen. Leo von Reizenberg nahm, als diese begannen, verführt von der lang ersehnten Ferienlust, seinen neuen Busenfreund auf einen Tag mit auf das Schloß seiner Ahnen. Er hatte seinem Papa vorher kurz melden lassen, er würde einen prächtigen Kerl, seinen intimsten Freund, ihm vorstellen, — den Namen dieses Freundes zu nennen, hatte der noch sehr naive Majoratserbe für völlig überflüssig gehalten.

Als die beiden Jünglinge Arm in Arm vor dem alten Grafen erschienen, quetschte dieser ein goldgefäßtes Glas in das rechte Auge und sagte, als nun Heinrichs Name genannt wurde:

„Köstlin — Köstlin, häm — von Köstlin?“

„Ach nein,“ sagte Heinrich, „nur Köstlin; mein Vater ist der Kaufmann Karl Köstlin auf dem Markte in Holmstädt.“

Der alte Graf erwiderte diese Mitteilung mit mehreren Duzend häm, häm's! Dabei zog er die Brauen bis unter die buschigen grauen Haare, die ihm über die Stirn hingen, — sonst sprach er nicht eine Silbe mehr zu Heinrich. Auch verschwand er bald, um sich nicht wieder sehen zu lassen.

Nach einiger Zeit erschien ein Diener im Billardsaal des Schlosses, wohin sich die verduzten Jünglinge zurückgezogen hatten, und meldete: Sr. Erlaucht fühlten sich unwohl und hätten infolge dessen beschlossen, daß heute keine Familientafel stattfände, sondern jedes der Familienglieder das Souper auf seinem Zimmer zu nehmen habe. Sr. Erlaucht, fügte der Lakai dieser Mitteilung hämisch lächelnd hinzu, hätten übrigens in huldvoller Berücksichtigung des jungen Menschen, den der junge Herr Graf mitzubringen beliebt habe, befohlen, letzteren beiden ein Mahl vorzusetzen, welches mit den Lebensgewohnheiten des Standes, dem der junge Mensch angehöre, nicht allzusehr im Widerspruch stehe, damit dieser sich ja nicht genirt fühle. Da nun der Koch nicht recht wisse, was die Leute in dem Stande äßen, so ließe er fragen, ob der junge Herr Graf für seinen Besuch vielleicht Blutwurst und Limburgerkäse oder Hering mit Kartoffeln oder so etwas ähnliches wünschten.

Die beiden jungen Leute waren noch ganz sprachlos vor Entsetzen, als sich die nichtsnutzige Bedientenseele bereits ohne eine Antwort abzuwarten, niederträchtig grinsend zurückgezogen hatte.

Heinrich Köstlin erklärte seinem gräflichen Freunde seinen festen Entschluß, das Schloß sofort zu verlassen. Leo von Reizenberg geberdete sich ganz verzweifelt und schwur hoch und teuer, er würde den Bedienten durchprügeln, den Koch mindestens erschießen und von seinem hochgräflichen Vater sich auf ewig lossagen. Auch er wollte unverzüglich fort — hinaus in die weite Welt, Arm in Arm mit seinem Freunde Heinrich sein Jahrhundert in die Schranken fordern; aber dieser heroische Entschluß zeigte sich leider nicht sogleich als ausführbar, da das Taschengeld für die Ferienzeit noch nicht einkassirt und das für die vorhergehenden Wochen längst bis auf den letzten Heller verjubelt war. So gingen denn die beiden ewigen Freunde zwar nicht hinaus in die Welt, und der junge Graf nicht für ewig fort aus dem Ahnenschlosse, sondern sie begaben sich nur Arm in Arm, Heinrich noch ganz blaß und niedergeschlagen, Leo von Reizenberg hochrot und mit geballten Fäusten in die nächste Dorfkneipe, wo sie bis tief in die Nacht hinein von Freundschaft und Treue schwärmten und schlechtes Bier dazu tranken. Der höhnische Zufall wollte, daß sie der Blutwurst und dem Limburgerkäse an diesem Tage nicht zu entfliehen vermochten, denn in der Dorfkneipe, wo dem jungen Grafen bereitwilligst ein unbeschränkter Kredit eröffnet wurde, gab es grade heute weiter nichts zu essen.

Tief in der Nacht trennten sich die treuen Freunde in der festen Absicht, in den nächsten Tagen sich wiederzusehen. Am andern Tage hatten beide einen furchtbaren Kazenjammer; bei Leo von Reizenberg war derselbe sowohl nach der moralischen als physischen Seite hin großartig entwickelt. Die erlauchte Gräfin Mutter hatte noch in der Nacht nach dem gräflichen Hausarzte gesandt, und mit diesem hielt das hochgräfliche Ehepaar eine lange Konferenz. Das Resultat derselben war eine Verordnung des gelehrten Medizinalrats, der junge Herr Graf müsse wenigstens zweimal vierundzwanzig Stunden das Bett hüten, während dieser Zeit sich aller irdischen Genüsse, insbesondere des Essens, — von Waffersuppe früh und abends abgesehen — enthalten und feuchten Einpackungen unterworfen werden. Nun wurde Herr Leo Graf von Reizenberg noch in düstlichster Schlafrunkenheit gewickelt wie ein Kind, — hatte von früh bis abends herzbrechende Strafreden seiner erlauchten Mama mitanzuhören und wurde Dank Einpackungen und Waffersuppen schon am ersten Tage so windelweich, daß er unter Tränen um Verzeihung bat wegen der Verirrung in die Dorfkneipe und dankerfüllt den Wunsch seiner Mama entgegennahm,

er möge sich sofort mit seinem älteren Bruder und einem hofmeisterlichen Begleiter zur endlichen Wiederherstellung seines physischen und moralischen Gleichgewichts auf eine Reise nach Tirol begeben.

Da die Vorbereitungen zur Reise ungemein eilig betrieben wurden und Leo von Reizenberg begreiflicherweise keine Lust hatte, irgend jemandem zu beichten, mit welchem Eifer und Erfolge die Austreibung seines Katers betrieben worden war, so kam er nicht einmal dazu, seinem Freunde Heinrich Köstlin auch nur brieflich die Nachricht von seiner Reise zugehen zu lassen. Indessen tat er das sechs Tage später von Innsbruck aus, — sehr kurz und ziemlich kühl, — er amüsierte sich gottvoll und wie ein echter Cavalier, indem er seinem Bruder, der bereits Gardelieutenant war, alles getreulich nachmachte bis auf die Augenblicks Liaisons mit hübschen und gefälligen Komödiantinnen, die sich überall finden, wo die sogenannte vornehme Welt zu reisen pflegt. Dabei verkehrte er nur, soweit er Mitgliedern des starken Geschlechts begegne, mit Standesgenossen. Und das waren alles so famose Leute — wirklich famos auf Ehre! — daß ihm der gute Heinrich Köstlin bald selbst recht sehr pfebeijisch vorkam.

Auf dringende Bitten seiner Söhne erlaubte Sr. Erlaucht den jungen Herren, ihre göttliche Reise über die Hundsjerrien des Gymnasiums hinaus zu verlängern; und als Leo von Reizenberg vier Wochen später als die andern Schüler wieder in der Sekunda erschien, brachte er ein kleines Schnurbärtchen mit, in das er ungeheuer viel ungarisches Bartwachs geschmiert hatte, und eine ungeheure Vornehmheit, die ihm kaum noch erlaubte, mit seinen Mitschülern zu sprechen. Heinrich Köstlin begrüßte er zwar ziemlich leutselig, erinnerte sich auch flüchtig des Besuchs in der Dorfkapelle und fand die Geschichte auf Ehre fabelhaft. Von Freundschaft sprach er aber kein Wort mehr, und bald ignorirte er seinen ewigen Freund Heinrich grade so wie alle übrigen von den nichtadligen Mitbürgern.

Ein Jahr darauf ergoß sich das Füllhorn der glücklichen Spekulation über das Köstlin'sche Haus. Noch zwei Jahr weiter und der Millionär Köstlin war Generalkonsul und adlig. Nun drückten ihm die Kommerzienräte als aufrichtige Freunde herzlich die Hand und die Großindustriellen zogen achtungsvoll den Hut vor ihm.

Die adligen Rittergutsbesitzer und die Offiziere bewiesen sich fast noch liebenswürdiger. Sie luden die Familie Köstlin nicht nur zu ihren Feten und besuchten auch die Feste im Köstlin'schen Hause, sondern wenn sie Meliorationen auf ihren Gütern vorzunehmen hatten oder sonst ein paar tausend Talerchen brauchten, so pumpten sie so cavaliermäßig als möglich bei dem auf Ehre prächtigen Menschen, dem alten, guten Köstlin.

Selbst die hochadligen Majoratsherren gingen den von Köstlins nicht mehr aus dem Wege.

„Es ist den freisinnigen Anschauungen unserer hochentwickelten Neuzeit, denen ich stets meine Beachtung geschenkt habe, nur angemessen,“ sagte Sr. Erlaucht der Graf von Reizenberg, „daß man strebsame und tüchtige Leute aus dem Mittelstande, die bewiesen haben, daß ein edlerer Kern in ihnen steckt, zu sich erhebt — — Häm, häm.“

Auch Graf Leo von Reizenberg, er war inzwischen Portepesfähnrich geworden, klopfte Heinrich von Köstlin, wenn er ihn jetzt traf, zuweilen auf die Schulter und näselt mancherlei über die Jugendeselen, die sie miteinander auf der Schule durchgemacht hätten.

Der ältere Bruder Leos, Kuno von Reizenberg, Premierlieutenant bei den Gardesuharen, näherte sich der Familie von Köstlin, als er sich wieder einmal bei seinem Vater auf Urlaub aufhielt, noch mehr. Ihm stach die blendende Schönheit der ältesten Schwester Heinrichs in die begehrlichen Lieutenantsaugen, und deshalb nahm er sich vor, das damals schon achtundzwanzigjährige Mädchen im Fluge zu erobern.

Das gelang ihm nun freilich nicht. Magda Köstlin schien der Liebe nicht zugänglich. Sie hatte außer dem hochgräßlichen Offizier noch fast alle andern jungen Männer der „guten Gesellschaft“ in der Stadt und ihrer mehrmeiligen Umgebung zu

Anbetern, — die meisten allerdings erst, seit der Vater für einen Millionär galt, — aber keiner konnte sich der kleinsten Gunstbezeugung rühmen. Auch die ernstesten Bewerbungen wies sie ruhig und möglichst wenig verletzend, aber doch sehr entschieden zurück. So war sie allen ein Rätsel.

Nur ihrem Bruder Heinrich war sie kein Rätsel. Er wußte, daß es ihr so gegangen war mit der Liebe, wie ihm mit der Freundschaft. Als vierzehnjähriger Knabe hatte er wahrgenommen, wie sich die Schwester einem bildhübschen Rittergutsbesizersöhne aus der Nachbarschaft in heißer Liebe zuneigte. Schon hatte sich das Mädchen als Braut des Geliebten betrachtet; da war er eines Tages verschwunden, — sein Vater hatte ihm eine Stelle bei einer Expedition nach Japan verschafft, nachdem er ihm gesagt, daß er ihn lieber enterben, als sein Ehebündnis mit der Krämerochter dulden würde. — Da war die Liebe im Herzen der armen Magda langsam und schmerzvoll erstorben, um nie wieder aufzuleben; auch nicht, als unter duzenden von Bewerbern der Erbgraf von Reizenberg erschien und Sturm lief auf ihr Herz.

Als der Generalkonsul tot war und sich das Gerücht verbreitete, er hätte kaum den zehnten Teil einer Markmillion hinterlassen und habe sich wahrscheinlich wer weiß weshalb selbstgemordet, da verließen alle die vornehmen Ratten wieder das sinkende Lebensschiff der Köstlins.

Nur wenige Verwandte und Freunde, die selbst weder reich noch vornehm waren, blieben der Familie getreu. Und zu einer alten braven Tante zogen sich die beiden Mädchen zurück.

Heinrich Köstlin aber hängte voll Bitterkeit und Menschenverachtung eines Tages sein Studium an die Wand und ging hinaus in die weite Welt.

Was er beginnen sollte, war ihm anfangs nicht klar, nur entfliehen wollte er seiner Umgebung und dem unheimlichen, niederdrückenden Gefühl, welches ihn in der Heimat mehr und mehr überkam und sich zuweilen bis zur Weltverachtung und Weltverzweiflung steigern wollte.

Volle zwei Jahre irrte er ruhe- und ziellos in der Welt umher. Von Frankreich war er nach England, von England nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika gekommen, und hier war er von Ost nach West, von Nord nach Süd gezogen, den Eingebungen des Augenblicks folgend, Abenteuer und Gefahren und vor allem einen Lebenszweck suchend, dessentwillen zu leben ihm der Mühe des Lebens wert hätte scheinen können.

Er hatte auch hin und wieder gearbeitet. In England war er mit einem deutschen Zeitungskorrespondenten zusammengetroffen, der alle Hände voll zu tun hatte und sich von einem wohlunterrichteten und hilfgewandten jungen Manne, wie Köstlin, gern unterstützen ließ. In New-York hatte er gleichfalls als Publizist Tätigkeit gesucht, aber nicht gefunden. Da war er auf den Einfall gekommen, die geistige Arbeit ganz fahren zu lassen und als Omnibus- oder Pferdebahnkondukteur sein Glück zu erproben. Aber auf dem Trittbrett des Pferdebahnwagens hatte ihn ebenso rasch ein Ekel vor solcher Beschäftigung erfaßt, wie als Gehilfe des leichtlebigen und nichts weniger als gewissenhaften Journalisten in London.

Drum zog er weiter, versuchte noch allerlei, fand aber nirgend ein Genüge und nirgend auch nur eine materiell einigermaßen hinreichend lohnende Arbeit. Nach den zwei Jahren der also beschaffenen Kreuz- und Duerzüge war ein Drittel seines Vermögens zugesezt, — was sollte er weiter tun, um diese nicht allgemach ganz zu verzehren und sich der ganzen Brutalität des Kampfes um die nackte Existenz, wie ihn überall in der Welt millionen und abermillionen kämpfen müssen, auszusetzen?

Nach langem Ueberlegen gedieh in ihm der Entschluß zur Reise, zur Wissenschaft zurückzukehren. Grade in Nordamerika, wo alle Kräfte auf der Jagd nach dem Dollar konsumirt zu werden scheinen und die materielle Arbeit sich breit macht, als wäre sie das höchste Ziel des Menschenlebens und nicht nur ein Mittel es zu fristen, war ihm der Erwerb nur um des Geldes willen und die mechanische Arbeit um der Arbeit willen mehr verleidet worden, als irgendwo sonst wohl geschehen wäre.

Er sagte sich: weder um zu arbeiten, noch um Schätze zu sammeln, noch auch endlich um deiner selbst willen magst du leben, — dessen lohnt es sich nicht, die Stunden der Seelenqual, welche dir die Zämmerlichkeit der Welt und der Menschen bereitet, zu ertragen. Gelingt es dir nicht, endlich Befriedigung zu gewinnen durch Bereicherung der menschlichen Erkenntnis, Erweiterung des menschlichen Wissenkreises, dann wirst du wohlthun, desselbigen Weges aus dem Leben zu gehen, den dein Vater gewählt hat. Aber auf diese eine Probe kommt es noch an, — daran darfst du das zweite Drittel deines Ererbten noch wagen, und das letzte Drittel bloß deshalb nicht auch, weil du es brauchen würdest, dich unabhängig zu erhalten für den Fall, daß die Weltverzweiflung bei diesem letzten Versuche der Ueberzeugung weicht, du wärest imstande, dir eine wenn auch nicht grade beglückende, doch eine dir und des Aufwandes deiner Geisteskräfte würdige Stellung zu schaffen.

So hatte er denn seine Weltfahrt fortgesetzt, aber nach völlig veränderter Methode. Er begann systematisch Welt und Menschen zu studiren; die politischen und sozialen Verhältnisse und Zustände, die geistigen und gemüthlichen Eigenschaften der Menschen in den verschiedenen Ländern, die Entwicklung derselben, der Reichthum des Gedankenschatzes, sozusagen das intellektuelle Kapital, mit dem die Menschenvelt ihre geistige Arbeit leistet, all' das zog er in den Bereich seiner Betrachtungen und Untersuchungen, und je mehr er sich dahinein vertiefte, je mehr sich dabei sein eigener Geisteshorizont erweiterte und er das Feld dessen, was zu seinen Studien notwendig gehörte, ins Unermeßliche wachsen sah, desto mehr fühlte er sich davon angezogen und desto mehr verlor er das Gefühl der Weltverzweiflung und Menschenverachtung.

Die Welt, wie groß und erhaben enthüllte sie sich jetzt seinen Blicken, wie unendlich mannichfaltig und fast künstlerisch gegliedert in ihrem Aufbau und ihren Beziehungen, ihrer Erhaltung und ihrer Bewegung! Die Menschen, — wie imposant erweisen sie sich in ihrer Gesamtheit, die seit Jahrzehntausenden einen ununterbrochenen, über alles Begreifen ebenso leidvollen als erhabenen Heldenkampf um ihre Existenz geführt haben, mit der Uebergewalt der Naturkräfte, mit allem was da webt und lebt rings um sie her, und am härtesten zu ringen hatten mit den aus solchem Kämpfen immer wieder in geiler Ueppigkeit emporwuchernden schlechten, selbstmörderischen Eigenschaften und dem schreckbaren Mangel an Verständnis der Natur bei ihnen selbst und um sie her.

Wie die Menschheit um ihre Erhaltung gerungen und wie aus aufreibender Not sowohl wie aus entnervenden Glücksverhältnissen immer wieder große Geister emporgetaucht sind, welche die Fahne des Kulturfortschritts den Völkern glorreich vorangetragen haben; wie diese Bannerträger Schätze des Wissens aufgeschäuft haben, so überraschend reich an Umfang wie Gehalt, so in ihren untersten Schichten Jahrtausende alt wie in ihrem Ganzen immerdar zeugungsfräftig und jugendfrisch, — das fesselte Heinrich Köstlin mehr und immer mehr, und es beglückte ihn allgemach und stärkte ihn gegen die tausend Fatalitäten und Zämmerlichkeiten des gewöhnlichen Lebens.

Noch war nicht ein Jahr vergangen, so dachte er nicht mehr daran, der Spur seines Vaters zu folgen.

Er fühlte sich vielmehr verpflichtet, im Leben auszuharren, und er gab sich der kühnen Hoffnung hin, einer jener Bannerträger dereinst zu werden, auf welche die Menschheit nicht nur das Recht, sondern die Pflicht hat stolz zu sein.

Dabei gewann er auch die Ruhe, mit kühler Ueberlegung und sorglicher Abwägung der Umstände an seine materielle Existenz zu denken und für sie zu arbeiten. Er wandte sich von den Vereinigten Staaten und später von Mexiko aus an eine Reihe europäischer Journale, Zeitungen sowohl als Wochen- und Monatschriften deutscher, französischer und englischer Sprache und sandte ihnen verschiednerlei Arbeiten ein über Land und Leute, politische Ereignisse und wirtschaftliche Zustände, dergleichen über Gegenstände aus dem Gebiete der Naturwissenschaften und der Kulturgeschichte, die anfangs zwar aufgenommen,

aber garnicht oder doch nur sehr mäßig honorirt, bald jedoch begehrt und leidlich gut bezahlt wurden.

Allmählich hatte er seine Beziehungen derart erweitert, daß ihm diese Abfälle von seinem Studirtische genug einbrachten, um ihm die Notwendigkeit zu ersparen, von seinem schon recht empfindlich zusammengeschnittenen Kapitale zu zehren.

In einer Reihe von sechs Jahren dieses Studirens und Produzirens war er endlich rund um die Erde herumgekommen. Von Mexiko war er nach den zentralamerikanischen Republiken gegangen, von da nach den südamerikanischen Staaten auf der Westküste dieses Kontinents bis hinunter nach Patagonien; dann die Ostküste hinauf über Buenos-Ayres nach der brasilianischen Hauptstadt Rio de Janeiro; darauf von Pernambuco hinüber nach Senegambien an der Ostküste Afrikas; alsdann weiter hinab nach dem Kaplande; von da nach Australien, und über Neu-Guinea und Borneo nach Japan. Von Japan wieder nach China zurück und über Annam und Siam nach Ostindien. Endlich von Ostindien nach Arabien, Egypten, Tripolitarien und Algier, um von hier aus nach Europa durch Spanien, Italien und die Schweiz nach Deutschland zurückzukehren.

In den letzten Jahren war die Reise mehr eine Fahrt zur Sammlung von Studienmaterial gewesen, als zum Studiren selbst, dazu gewährte sie unmöglich die nötige Muße. Umjomehr empfand Heinrich Köstlin am Ende das Bedürfnis der Ruhe und Sammlung, der wissenschaftlichen, tief eindringenden Belehrung über und durch alles das Gesammelte, und den Drang nach Bewertung desselben.

Dazu sollte ihm die Heimat Muße gewähren, — die Heimat, welche ihm vor Jahren so verleidet war, verleidet durch Thatfachen und Menschen, die ihm jetzt nur des Nüchterns und allerhöchstens stillschweigender Nichtachtung wert erschienen, die Heimat, welche ihre magnetische Gewalt an ihm desto mehr bewährte, je mehr er, trotz aller Stürme der Welt, die ihn tausendfältig umvogten, zum Frieden mit sich selbst gekommen war.

Mit seinen Schwestern war er in beständigem Briefverkehr geblieben, und dieser hatte beide ihm so teuer erhalten, als sie ihm nur je gewesen. Magda war unverheiratet geblieben; die um elf Jahre jüngere Katharina hatte sich schon sieben Jahre bevor er nach dem Vaterlande zurückkehrte, verheiratet — ihren bescheidenen Bedürfnissen und Wünschen angemessen, wie beide Schwestern ihm übereinstimmend wiederholt geschrieben hatten.

Auch sie drangen seit langem in ihn, er möge zurückkehren; und nur zu gern erfüllte er jetzt ihren Wunsch.

Freilich fand er sogleich, als er heimgekehrt war, daß er sich nicht so leicht zurechtfinden und zur Ruhe wohlthuender Geistes-thätigkeit gelangen werde. Der Verkehr mit seinen Schwestern und der aus einem sechsjährigen Buben und einem vierjährigen Mädchen bestehenden Familie der jüngeren heimelte ihn so recht herzlich an, — aber schon mit dem Gatten Katharinen's fand er wenig geistige Berührungspunkte. Derselbe war ein tüchtiger und ehrenwerter Beamter des höheren Steuerfachs, ziemlich gebildet und nicht ohne Freisinn; dennoch war sein geistiger Horizont recht eng und sein Streben ging nicht über das Durchschnittsmaß des Gewöhnlichen, das sich auf leidliches materielles Wohlergehen und häusliche Ruhe beschränkt, hinaus.

Mit anderen, ganz fremden Menschen hatte Heinrich Köstlin eigentlich garnicht in Berührung kommen wollen. Inbes zeigte sich das bald als nicht durchführbar. Bei seinen Schwestern traf er mit Bekannten aus alter Zeit zusammen, denen er, der Weltumsegler, sehr interessant geworden war. Und auch die neueren Bekannten seiner Schwestern fanden ihn außerordentlich interessant und luden ihn zu Besuchen ein.

All' diese Leute ließen jedoch ihrerseits den in seiner Heimat zum Fremdling gewordenen völlig gleichgiltig, — mit einer einzigen Ausnahme, — mit Ausnahme eines jungen schönen Weibes, das er als Kind bereits gekannt hatte. Diese Frau war die Kindheitsfreundin seiner Schwester Katharina gewesen; sie hatte mit vierzehn Jahren Holmstädt verlassen, um in einem Pensionat der Landeshauptstadt ihre Bildung und gesellschaftliche Tournüre

zu vervollkommen, und hatte sich, nach Heinrich Köstlin's Flucht in die Welt, nach Holmsbüttel zurückgekehrt, vor nun sechs Jahren mit dem reichen Fabrikanten Burger verheiratet.

Schon in dem ersten Jahre seiner Anwesenheit lernte er Frau Burger bei Katharina kennen. So geistvoll war ihm nicht bald eine Frau erschienen, und so natürlich und geistig anspruchslos zugleich. Immer schien sie bestrebt zu lernen, — immer schienen ihr geistige Interessen über alle andern zu gehen und an allem nahm sie regen und verständnisvollen Anteil. Das war sicher ein seltenes Weib, — vielleicht eine Perle, wie sie im Ozeane des Lebens nicht oft ein glücklicher Schiffer findet — wer weiß, ob mehr als einmal.

Hartes Brot.

Von Prof. C. Reclam.

(Aus der Wochenschrift „Gesundheit“.)

Was „hartes Brot“ sei, — das wissen die wenigsten Menschen. — Wir deuten natürlich mit dem Ausdruck der „Härte“ nicht auf geistiges Gebiet, denn da weiß jeder, der vom Ertrage seiner Arbeit lebt und mithin ein „Arbeiter“ ist, — wie hart das Brod ihm wird, das er ißt: vom Kohlenbergmann bis zum Minister, vom schlesischen Leinweber bis zu dem geistige Fäden verwebenden Schriftsteller. Ausgenommen sind höchstens die Besitzer behaglicher Pfründen, wie z. B. viele Geistliche, die Aufsichtsräte und Ausschußmitglieder verschiedener Bankinstitute, und die Chorherren in Raumburg, deren einzige Arbeit gegen eine stattliche Jahresrente darin besteht: alljährlich gemeinsam ein mehr oder minder lukullisches Mittagessen zu verzehren. Aber die Privilegirten sind selten geworden in Deutschland, und wer seine Pfründe nicht geerbt hat von den Vorfahren, dem dürfte es schwer fallen, sie auf anderem Wege zu gewinnen als durch harte Brotarbeit und Sparsamkeit. (Dazu läßt sich bekanntlich noch mancherlei bemerken. Red. d. „N. W.“)

Wir meinen also das wirklich harte Brot, welches sich mit den Fingern als harten Gegenstand erkennen läßt, — welches aus dem frischgebackenen Brode allmählich entsteht und welches zum Unterschiede von seinem Jugendzustande wohl auch als „altbackenes“ bezeichnet wird.

Das altbackene Brot steht bei vielen Personen in hohem Ansehen. Es gilt für gesünder. Die Mehrzahl der alten Leute, sowie viele jüngere mit starrer Lebensweise, besonders aber das Heer der älteren aber noch immer jugendlichen unverheirateten Damen, nicht minder die gealterten und den Verlust der Jugendzeit schmerzlich entbehrenden unverheirateten Männer, — kurz das sehr stattliche Heer der Hypochondristen zieht das harte Brot dem weichen frischgebackenen vor: denn letzteres belästigt ihren Magen, sei schwerverdaulich oder unverdaulich, bewirkt Magenrücken und Sodbrennen. — Wir sind fern davon, die Klagen dieser nervösen Genossenschaft zu unterschätzen oder gar leugnen zu wollen. Aber wir behaupten: nicht das harte Brot, sondern ihr eigenes Ungeheiß und die weitverbreitete Unwissenheit darüber, was „hartes Brot“ sei, verursache ihre Leiden.

Im allgemeinen gilt hartes Brot für ausgetrocknetes, man glaubt, daß es seine Feuchtigkeit verloren habe. Daß dem nicht so sei, davon kann sich jeder überzeugen, der eine empfindliche Waage hat, auf welcher man noch 500 Gramm (= 1 Pfund) genau abwägen kann. Er kaufe sich ein Brot von 1 Pfund Gewicht, also mit rundum geschlossener Rinde, wäge es genau, schreibe das Gewicht sich auf und lasse das Brot drei bis vier Tage im Zimmer liegen, aber ohne es anzuschneiden. Darauf wäge er es wieder, vergleiche das Gewicht mit dem früheren und überzeuge sich, daß es nur sehr wenig leichter geworden ist, also auch nur einen geringen Bruchteil Wasser verloren hat, mithin nicht als ausgetrocknetes Brot bezeichnet werden kann. Nun schneide er es an, und er wird es trotzdem zu seiner Verwunderung „hart“ finden. — Um sich aber zu überzeugen, wie viel Wasser das Brot noch in sich birgt, schneide er aus der Mitte desselben einige dünne Scheiben im Gesamtgewicht von etwa hundert Gramm, zerleinere dann diese Scheiben auf einem Teller und setze dieselben zwei bis vier Stunden lang in eine Wärmeröhre des geheizten Kochofens, ohne daß jedoch andere Gegenstände in der Röhre sich befinden oder Wasserdampf in reichlichem Maße eingänge fände. Im Sommer kann man auch an einem heißen Tage bei trockener Luft (also bei etwa nordöstlicher Luftströmung) das Brod an der Sonne dörren. Nachdem es nun gehörig ausgetrocknet, wäge man es wieder und man wird finden: Daß es bedeutend leichter geworden ist, — daß es also viel Wasser verloren hat, daß es mithin vorher noch sehr wasserhaltig war, als es doch schon sich als „hart“ erwies. Wer keine Waage besitzt, die über ein Pfund noch genau wägt, der bediene sich einer Briefwaage und eines kleinen Weibbrotes mit unverletzter Rinde, welches schon nach zwei Tagen hart erscheint, und führe mit diesem die Wasseruntersuchung des Brotes in gleicher Weise aus. Durch diese mit Leichtigkeit anzustellenden Versuche ist also festgestellt: daß das Brot nicht durch Austrocknen seine Härte erlangt. Man erkennt, wie die seit etwa fünfzehn Jahren in den polytechnischen

So dachte Heinrich Köstlin; und machte im Hause der schönen Frau jenen Besuch, dessen schließlichen Verlauf unsere Leser bereits kennen.

Auch zu dem reizvollen Weibe war er gekommen, zu studiren, sie zu studiren, wie er so vieles andere studirt hatte, — mit wissenschaftlichem Ernst und mit wissenschaftlicher Ruhe. —

Als er sie nun, nach dem ersten Besuche, verlassen hatte, schien ihm fast von letzterer schon ein Stück abhanden gekommen, doch er meinte, jedenfalls nur ein unwesentliches Stück davon. —

(Fortsetzung folgt.)

Zeitungen empfohlenen Gegenmittel gegen das Hartwerden des Brotes auf ganz irrigen Voraussetzungen beruhen:

Man soll das Brot in eine möglichst luftdicht geschlossene Blechschachtel legen und es nur auf kurze Zeit aus derselben entfernen, wenn man eine Scheibe abschneiden will. Derartige Blechschichten werden sauber lakirt und geschmückt in vielen Städten von den Klempnern und Geschäften für Haushaltungsgegenstände verkauft. Das Brot aber bleibt in ihnen nicht etwa frisch und weich, sondern wird ebenso hart, als ob es sich außerhalb des Kastens befände; nur die Schnittfläche dörft nicht aus, weil das Brot in einer von ihm selbst erzeugten feuchten Luft liegt, und diese Schnittfläche ist es, welche die Verbraucher täuscht, so daß sie sich einbilden, ihr Brot sei frisch geblieben. Das kann man aber viel einfacher erreichen, wenn man sich eine Platte von Steingut oder Porzellan kauft, bei jedem Abschnitt möglichst sorgfältig rund um das Brod schneidet, so daß eine ebene Schnittfläche zurückbleibt. Mit dieser Schnittfläche legt man es auf die ebene Platte von Porzellan, Steingut oder Glas und ist sicher, beim nächsten Anschneiden die Schnittfläche frisch zu finden. In den Blechdosen aber erhält das Brot einen dumpfen Geschmack oder einen Beigeschmack nach Oelfarbe und die Rinde ist nicht mehr angenehm spröde (knusperig), sondern wird weich und zähe, — kurz man hat sein tägliches Brot verächtlicht, statt es frisch und wohlgeschmeckt zu erhalten. — Noch topfloser und widerföhriger handeln diejenigen, welche das Brot in den Keller tragen, um es frisch zu erhalten, sie brauchen nur ein einzigesmal ein frisch gebackenes Brod in der Mitte quer durchzuschneiden, die eine Hälfte davon auf eine Platte zu legen, wie wir angegeben haben, und es im Zimmer zu lassen, — die andere Hälfte aber im Keller aufzubewahren, nach zwei bis drei Tagen können sie sich überzeugen, daß das im Zimmer gebliebene Brot viel frischer und wohlgeschmeckter geblieben ist, als das im Keller aufbewahrte. Die Kälte macht das Brot altbacken und hart, nicht die trockene Luft.

Und weshalb wird in der Kälte das Brot altbacken? Das könnte sich eigentlich jeder selber beantworten. Trotzdem glaube ich der erste gewesen zu sein, als ich im Jahre 1852 bereits die Antwort drucken ließ: da sie aber während dieser dreißig Jahre wieder in Vergessenheit geraten zu sein scheint, so will ich sie hier wiederholen.

Die Ursache, weshalb das Brot durch Kälte hart wird, liegt im Materiale, aus dem es besteht, und in der Art der Bereitung. Jedes Brot wird aus Mehl bereitet, vom ältesten Rogge bis auf unser heutiges; — bei jedem Brot wird zum Mehl Wasser hinzugefügt; — jedes Brot wird in der Hitze gebacken. — Wenn man nun Mehl und Wasser einer höheren Temperatur aussetzt, was entsteht da? Antwort: „Kleister“ oder wenn man es wissenschaftlich vornehm mit einem Namen aus fremder Zunge bezeichnen will „Amylonhydrat“, d. h. eine Verbindung von Stärkemehl und Wasser. Diese Verbindung ist (wie jedermann vom Kleister weiß) in der Hitze flüssig, beim Abkühlen dickflüssiger und endlich hart und um so härter je weniger im Verhältnis zum Stärkemehl sich Wasser in derselben befindet. (Man frage nur die Buchbinderlehrlinge, welche Kraft und Arbeit sie anwenden müssen, um den hartgewordenen Kleister mit dem Pinzel wieder zu einer gleichmäßigen Masse zu verarbeiten.) Jedes Brot, Schwarzbrot wie Weißbrot, jeder Kuchen, jeder Pudding, besteht in der Hauptsache aus Kleister. Deshalb sind sie so weich und elastisch, so lange sie warm sind, und werden hart in der Kälte. Dasselbe weiß jedermann von den Kartoffeln, in deren Zellen sich das Stärkemehl mit dem Wasser der Kartoffel beim Garlocken zu Kleister umwandelt, — und deshalb ist die warme Kartoffel weich, die kalte aber hart. — Man muß also die „Härte“ des Brotes sehr unterscheiden von dem „Austrocknen“ desselben auf der Schnittfläche oder in einzelnen der Luft allseitig ausgesetzten Stücken.

Weshalb wirkt nun weiches frisches Brot bei manchen Personen schädlich und veranlaßt Magenbeschwerden? — Antwort: Weil sie es nicht gehörig kauen. — Unsere Zunge läßt sich täuschen. Sobald sie etwas weich fühlt, hält sie den Bissen für gehörig durch Kauen vorbereitet und eingespeichelt, schiebt ihn nach hinten, und wir schlucken ihn herunter. Die meisten Personen essen ja ohne Verstand und Ueberlegung und essen viel zu hastig. Genießen sie nun weiche Speisen, so wird auf dieselben ein- oder zweimal mit den Zähnen gebissen, und dann gleitet die durchaus nicht gehörig vorbereitete Speise in den

Magen. Hier bildet sie einen Klumpen, den der Magen mit seinen schwachen Kräften nicht gehörig verdauen kann, über welchem er sich vergeblich zusammenzieht und bei seinen Schraubenbewegungen fruchtlos sich abmühen ein ähnliches schmerzliches Gefühl hervorruft, wie bei der sogenannten Darmkolik, wo der Darm sich über einer großen Luftblase zusammenzieht, die er wegen eines Hindernisses nicht vorwärts bewegen kann. Aus demselben Grunde bekommen verschiedenen Personen dicke Breie schlecht, ferner größere Mengen Sauerkraut, weiche Kuchen, Gänseleber, Kal u. i. w. Das sind alles an sich keineswegs schwerverdauliche Speisen, aber der Mensch macht sie sich schwerverdaulich durch unverständiges Essen (d. h. zu schnelles) und durch unverständiges Verarbeiten im Munde (d. h. ungenügendes Kauen und Einspeicheln). Wer dagegen altbadenes hartes Brot isst, der fühlt das sich beim Kauen zerteilende Brot deutlicher auf der Zunge, laut daher sorgfältig und kann es leichter vertragen. Am grellsten stellt sich dies heraus bei alten Leuten, denen die Zähne selten geworden sind und denen daher das Kauen Mühe macht, — sowie bei Kindern, die nicht zum sorgfältigen Kauen angehalten und erzogen werden. — Nicht Weichheit und Frische machen das neubadene Brot schwerverdaulich, sondern Unverstand und Nachlässigkeit der Essenden!

Freilich kann es ein schwerverdauliches, frisches Brot geben, wenn dasselbe nicht gehörig ausgebacken (also: schlüffig, wasserfreifig), oder wenn es nicht gehörig porös (lufthaltig) ist. Die letztere Eigenschaft erhält das Brot mittels der Gährung, — bei welcher das teilweise zu Zucker sich umbildende Stärkemehl in Alkohol und Kohlensäure zerfällt; der Alkohol versiegt in der Backhize und kann (mit verhältnismäßig hohen Kosten) aus dem Dunste des Brotes gewonnen werden; — die Kohlensäure bleibt in kleinen Bläschen an der Stelle, wo sie entstand, im zähen Brotteige sitzen und bildet die kleinen runden Hohlräume des Brotes, welche jedermann kennt und welche das Brod locker machen. — Es wäre viel besser, wenn man eine Methode anwendete, bei welcher kein Stärkemehl durch Gährung zersetzt und mithin der Ernährung entzogen, dennoch aber das Brot porös hergestellt würde. Diese Methode ist schon seit 15 Jahren bekannt, von allen Diätetikern und Chemikern empfohlen, in Amerika längst schon ausgeführt, — aber in Deutschland — wissen die „Gebildeten“ noch nichts von derselben! — Mit dieser Methode könnte man in jeder Haushaltung aus Weizen- oder Roggenmehl in der Bratröhre ein besseres, gesünderes, wohlgeschmeckteres und nahrhafteres Brot (in Form flacher Kuchen) reinlicher und appetitlicher sich herstellen, als man es vom Bäcker kauft. Dabei wäre es auch billiger, und man wäre vom Bäcker unabhängig. — Wird man jemals in Deutschland die Vorteile würdigen, welche „Horsfords Brotbereitung ohne Hefe“ auszeichnen?

Prof. E. R. Horsford in Cambridge (Nordamerika) erzielt mit Hilfe der Phosphorsäure eine Bereitung des Brotes ohne Hefe, also: ohne Gährung. — Liebig nennt diese Erfindung: „eine der wichtigsten und segensreichsten, welche in dem letzten Jahrzehnt gemacht wurden“. — Weiß gewaschene Knochenasche (3 Teile) wird durch Behandlung mit Schwefelsäure (2,4 Teile etwa), aus welcher man durch Verdünnen mit 10 Teilen Wasser das ohnedies nur in geringer Menge in der kohligen Säure enthaltene Blei entfernt hat, in das bekannte „Kalkphosphat“ umgewandelt, welches noch ein Drittel des Kaltes der Knochen enthält. Nach Entfernung des Gips wird die Flüssigkeit, in der auch die Magnesia der Knochen sich befindet, zur Honigdicke abgedampft und nach dem Erkalten ein Teil Stärkemehl beliebiger Sorte zugelegt, wodurch nach gehörigem Kneten eine bröckelige Masse entsteht, die, einer gelinden Wärme ausgesetzt, ein weißes, ganz trockenes Pulver liefert. Diesem wird dann doppeltkohlensaures Natron in dem Verhältnis beigegeben, daß auf drei Teile des Phosphats ein Teil des Natronsalzes kommt. Nun wird aus beliebiger Menge ein Teig bereitet, dieser gesalzen und dann von obigem Backpulver eine entsprechende Menge zugegeben, alles gut gemengt und das Brot auf die gewöhnliche Art gebacken. Die hierbei entweichende Kohlensäure macht das Brot locker und leicht, so daß es sich in dieser Beziehung von dem mit Hefe bereiteten nicht oder nur vorteilhaft unterscheidet. Wendet man statt des Natronsalzes doppeltkohlensaures Kali an, so wird das Brot noch wohlgeschmeckender, und es wäre auch rationeller, weil in Folge der Abcheidung der Kleie aus dem Mehle das Kali zum großen Teil mit entfernt wird. Der höhere Preis des Kalisalzes steht dieser Anwendung entgegen. Der höhere Preis des Kalisalzes steht dieser Anwendung entgegen. (Liebig ersetzte das kohlensaure Kali durch eine Gemenge von 2 Teilen kohlensaurem Natron und 1 Teil Chlorkalium.) Die Vorteile, welche dieses in jeder Haushaltung leicht ausführbare Verfahren gewährt, und der günstige Einfluß des sehr wohlgeschmeckenden Brotes liegen auf der Hand. Da das Brot ganz geeignet ist, die gesammte Nahrung auf einige Zeit zu ersetzen, so wird es für Armeen im Felde ganz unschätzbar sein. In Amerika wird es bereits in großen Mengen erzeugt, hat sich im letzten Kriege sehr nützlich erwiesen und bildet ein regelmäßig zu habendes Nahrungsmittel. Durch geeignete Zusätze ist man imstande, je nach Bedürfnis alle Blutbestandteile in der nötigen Menge dem Brote einzuverleiben.

Der kochende See auf Dominica. (Bild S. 569.) Diese oft von Erdbeben heimgesuchte Insel ist die größte der den Engländern gehörigen Inseln der Kleinen Antillen in Westindien. Ihr Besitz hat mehrmals zwischen Franzosen und Engländern gewechselt; seit 1783 ist sie im Besitz der letzteren verblieben. Es gibt auf dieser Insel hohe Gebirgszüge

mit brausenden Sturzbächen; der Boden ist vulkanisch und es entspringen demselben heiße Quellen und Schwefeldämpfe. Das Innere der Insel ist noch nicht genügend erforscht, trotzdem sie schon von Kolumbus entdeckt worden ist; den inzwischen berühmt gewordenen kochenden See hat man erst im Jahre 1875 entdeckt. Dieser merkwürdige See befindet sich zwischen hohen und steil abfallenden Felsgebirgen, die einen tiefen Trichter bilden; in diesem Trichter lodet und brodelnd das Wasser, von dem unaufhörlich dicke Dampfswolken aufsteigen. Der See liegt 2400 Fuß über dem Meerespiegel; seine Uferwände mögen etwa 60 englische Fuß hoch sein. Von den umgebenden Felsgebirgen herab strömen kleine Bäche in den kochenden Kessel hinein. Wenn man an den Rand des See's tritt, so findet man denselben gewöhnlich von dichten Dampfswolken eingehüllt; wenn ein Luftzug den Dampf zerteilt, so bemerkt man, wie das Wasser Blasen wirft, die 3 bis 4 Fuß hoch sind, und man hört das Wasser wie in einem ungeheuren Kochtopfe kochen und brodeln. Das Wasser macht am Rande des Beckens eine kreisförmige Bewegung, und wenn man ein Stück Holz in den See wirft, so schwimmt es rund herum. Der See hat einen unterirdischen Abzug, der einen schönen Wasserfall bildet. Dieser See ist eines der merkwürdigsten Naturspiele, dürfte indessen der beste Beweis sein, daß es unterhalb den vulkanischen Höhenzügen dieser Insel gährt und grollt, und daß noch öfter Ausbrüche der titanischen Kräfte, die dort unter das Gestein gebannt sind, zu erwarten sein dürften. Der See, der auf dem Plateau der sogenannten Schwefelinsel gelegen ist, dürfte für die Naturforschung noch manche interessante Anregung geben.

W. B.

Unverbesserlich! (Illustration S. 585.) Der alte Scheerenfleiser ist ein lustiger Mann, wenn er auch ein kümmerliches Dasein führen muß. Er ist nicht leicht aus seiner guten Laune zu bringen, wenn er selbst bei Wind und Wetter umher ziehen und sich manchmal auch noch grob anfahren lassen muß. Aber heute ist ihm doch bald zu bunt. In einer Küche hat er nachgefragt, ob nichts zu schleifen da sei und da hat ihm die alte dicke Köchin erst eine brutale Antwort gegeben und dann hat sie aus einer Ecke ein ganz altes verrostetes Messer hervorgehakt, dessen Klinge so sehr beschädigt ist, daß auch ein alter Virtuose im Schleifen, wie er, nicht einsehrt, was er mit diesem alten Ding anfangen soll. „Unverbesserlich!“ brummt er in seinem Bart, als er zu seinem Apparat zurückkehrt. Nun, das „Unverbesserlich!“ kann dem Messer gelten, vielleicht ist es aber auch auf die Köchin gemünzt, denn beide, der Scheerenfleiser und die Köchin, waren einmal jung. Vielleicht hat er ihr einmal den Hof gemacht und sie hat ihn so grob ablaufen lassen wie eben. Wer weiß! Aber es ist nicht so leicht, hinter die Geheimnisse eines alten Scheerenfleisers zu kommen und so müssen wir unsere Neugier wohl zügeln und annehmen, daß der Stoßseufzer dem schadhaften Messer gegolten hat.

W. B.

Aus allen Winkeln der Zeitliteratur.

Pflege der Säuglinge. Eine kürzlich erschienene Zeitungsnotiz: „Ueber die große Sterblichkeit der Säuglinge“, veranlaßt mich, diese schon vor Jahr und Tag niedergeschriebenen Zeilen dem Publikum zu übergeben. Möchten sie Beachtung finden!

Sobald ein Kind das Licht der Welt erblickt hat und es sich herausstellt, daß die junge Mutter der heiligsten und süßesten Pflicht, dem Säuglinge die Brust zu reichen, nicht genügen kann, und pekuniäre oder andere Rücksichten verbieten, eine Amme zu nehmen, tritt die Frage heran: Was dem Kind geben? Kuhmilch mit Wasser vermischt ist wohl das am häufigsten Gewählte, weil es das naturgemäße ist. Man hat Surrogate erfunden, die der Muttermilch ähnlich sind. Eins der berühmtesten und von Ärzten am meisten empfohlene ist das Nestlé-Mehl. Hafergrütze, Gerste, Arrow-root, Salep etc. mit Milch vermischt, sollen sich ebenfalls sehr dienlich erweisen und dieselbe leichter verdaulich machen. Nachdem nun der Arzt oder die erfahrene Elternmutter bestimmt hat, was dem Neugeborenen gereicht werden soll, beginnt die Pflege und ist meist in den ersten 4 bis 6 Wochen mit dem besten Erfolge gekrönt. Plötzlich stellen sich bei dem Kleinen Verdauungsbeschwerden mannigfacher Art ein: Koliken, Diarrhöen, Aufstößen, Erbrechen etc. und das Kind fängt an abzumagern. Nun wird der Arzt befragt, es wird hin und her überlegt, und nachdem man überzeugt ist, daß dem Säuglinge die bisher gereichte Nahrung nicht zutrifft, etwas anderes gewählt; bisweilen gelingt es, dem kleinen Wesen für kurze Zeit wieder aufzuhelfen. Am häufigsten aber kränkt das Kind weiter; es wird noch vieles versucht, aber nichts bringt wirkliches Gedeihen. Das kleine Wesen wird immer schwächer und verfällt endlich dem frühzeitigen Tode. Hat das Kind noch Kraft genug, an der Mutterbrust zu saugen, so hilft zuweilen noch die Amme.

Waren die Surrogate schuld? Ich komme nun zu dem eigentlichen Zweck dieser Zeilen: „Ihr jungen Mütter, achtet doch nicht bloß darauf, was Euren Kindern gereicht wird, sondern wie es ihnen gereicht wird. Ist es in der Ordnung und kann es für ein neugeborenes Kind gut sein, wenn es die Milch aus der Saugflasche so heiß erhält, daß man sie kaum in der Hand halten kann?“

Ich habe mehrfach Milch, die Kindern gereicht wurde, gemessen, der Wärmegrad betrug: 40° R.

Tiere verklümmern, wenn ihnen die Nahrung zu heiß gegeben wird, wie kann ein zartes Kind gedeihen bei solcher Pflege? 29° R. Blutwärme ist die richtige Temperatur und kann man auch wenige Grade höher geben, wenn man annimmt, daß während des Trinkens die Milch etwas auskühlt. Ein weiterer, sehr zu beachtender Uebelstand ist ein Pforten mit zu weiter Oefnung; die Nahrung fließt zu schnell in den kleinen Magen, ist unverdaulich, weil hierdurch die Vermischung mit dem Mundspeichel unmöglich gemacht wird. Besonders schädlich für die Kinder ist auf diese Weise verabreichter Brei und sollte derselbe nur in dem Löffel gegeben werden. Ein gleicher Unfug wird mit den Bädern getrieben. Ein Bad von 28° bis 29° erscheint gewöhnlich den weißen Frauen zu kalt; sie tauchen bloß die Fingerspitzen in das Wasser und finden es gut, wenn es auch über 32° R. zeigt. Eine sehr alte „erfahrene“ Frau bediente sich des Thermometers auf folgende Weise: sie nahm das Instrument aus dem Wasser und überzeigte sich an dem entfernt liegenden Fenster nach langem Hin- und-herdrehen desselben von der Wärme des Bades. Dergleichen habe ich mehr als einmal selbst erlebt.

Ihr jungen Mütter, laßt Euch daher meine Warnung zu Herzen gehen, prüft selbst Nahrung und Bäder und geht nicht über 29° R. hinaus, wenn Euch das Leben Eurer Kinder lieb ist.

Eine Großmutter.
(Hirs Haus.)

Die Vorbereitung zu den Beamtenprüfungen im chinesischen Staatsdienst geschieht durch Privatstudien, die meist unter Leitung eines Lehrers mit einer Anzahl von Schülern, den Söhnen benachbarter Familien, betrieben werden. Freilich ist das System der Erziehung kein rationelles. Schöne, beherzigenswerte Wahrheiten werden dem Knaben mechanisch eingeprägt; was der Knabe auswendig gelernt, wird später vielleicht der Mann begreifen — ob er es gleich begreift oder nicht, lernen muß er es.

So ist das erste Buch, das dem chinesischen Schüler vorgelegt wird, die erste Fibel, die jeder Achtjährige auswendig weiß, das sogenannte *San-hu-king*. Es enthält 1068 Worte und soll den Anfänger nicht nur mit den entsprechenden Schriftzeichen, sondern auch mit den elementarsten Begriffen seiner späteren Studien bekannt machen. Einige Beispiele aus dieser Knabenphilosophie mögen hier Platz finden:

„Der Mensch ist von Geburt seiner Natur nach gut;
Die Naturen sind annähernd gleich, aber in der Praxis gehen sie weit auseinander;

Wenn die Erziehung fehlt, so kommt der Mensch auf Irrwege;
Ernährung ohne Erziehung gereicht dem Vater zur Schuld;
Wenn der Edelstein nicht geschliffen wird, dient er nicht zum Schmuck.“

Diese philosophischen Betrachtungen werden folgendermaßen von einer Lektion à la Zumpt in den Anfangsgründen der Arithmetik unterbrochen:

„Wisse gewisse Zahlen,“ heißt es, „merk dir gewisse Namen;
Vom Einer gehst zum Zehner, vom Zehner zum Hundert,
Vom Hundert ins Tausend, vom Tausend ins Zehntausend.“

Es folgt Physik, Astronomie, Gesellschaftslehre etc., indem es heißt:
„Es gibt drei Naturkräfte: Himmel, Erde und Mensch;
Es gibt drei Lichter: Sonne, Mond und Sterne;
Dreifach ist das Band der Gesellschaft: zwischen Fürst und Minister heißt's Gerechtigkeit,
Zwischen Vater und Sohn heißt's Liebe, zwischen Mann und Weib heißt's Gehorsam.“

Weiter heißt es u. a.:
„Liebe, Gerechtigkeit, Anstand, Weisheit und Treue,
Das sind die fünf Kardinaltugenden.“
„Reis, Hirse, Bohnen, Weizen, Roggen und Gerste,
Das sind die sechs Getreidearten, wovon der Mensch sich nährt.“
„Pferde, Rindvieh, Schafe, Geflügel, Hunde und Schweine,
Das sind die sechs Haustiere, die der Mensch sich hält.“
„Freude, Born, Kummer, Furcht,
Liebe, Haß und Begier sind die sieben Leidenschaften.“
„Kürbisse, Thon, Leder, Holz, Stein, Metall,
Seide und Bambus bilden die acht Klangarten (der Musik).“

Alle diese schönen Lehren werden vom Schüler zunächst papageienartig nachgesprochen, bis Auge, Ohr und Zunge mit dem Silbenschatz des Buches vollständig vertraut sind; nur eins fehlt vermutlich noch:

Inhalt: Böse Zungen. Novelle von A. Titus. (Fortsetzung.) — Jägers Theorie. Von Dr. Richard Ernst. — Charles Dickens, sein Leben und seine Werke. — Die geologische Bedeutung der organischen Natur. — Die fahrenden Schüler zur Zeit der deutschen Reformation. Kulturstudie von Manfred Wittich. — Poetische Aehrenlese: Brodensfahrt. Von Otto Roquette. 28. August (Goethes Geburtstag) 1849. — Schützen und Schützenfeste. Von W. Bloss. (Mit Illustration.) — Um Wahrheit. Novelle von Reinhard Kern. — Hartes Brot. Von Prof. C. Reclam. — Der lockende See auf Dominika. (Mit Illustration.) — Unverbesserlich. (Mit Illustration.) — Aus allen Winkeln der Zeitliteratur: Pflege der Säuglinge. — Die Vorbereitungen zu den Beamtenprüfungen im chinesischen Staatsdienste. — Eiserne Wohnhäuser. — „Erst ein Stückchen, dann ein Schlüchden.“ Gedicht von A. Titus. (Mit Illustration.) — Rebus. — Ärztlicher Ratgeber. — Redaktionskorrespondenz. Gemeinnütziges. — Mannichsalziges. — Humoristisches.

das Verständnis. Dennoch wird bald ein schwererer Klassiker in Angriff genommen, und so wird solange auswendig gelernt, gelesen, geschrieben, interpretirt, bis der junge Mann in den Schriften des Confucius und des Mencius bibelfest genug ist, um — wie wir akademisch zu sagen pflegten — „ins Examen zu steigen“.

(Aus „Bodenbedts Tägliche Rundschau“.)

Eiserne Wohnhäuser. In Amerika besteht schon länger eine Industrie-Gesellschaft, die sich mit dem Bau transportabler Häuser befaßt, deren Hauptbestandteile stets fertig am Lager gehalten werden; jedoch auch in Europa gewinnt der Bau transportabler Häuser an Boden und zwar dient hierzu Eisenwellblech. Zur Isolirung gegen den Einfluß von Wärme und Kälte werden solche Wellblechbauten von innen, wenn nötig auch von außen bei Herstellung der erforderlichen isolirenden Luftschichten verputzt; das Isolirungsmaterial richtet sich nach den besonderen Umständen und Ortsverhältnissen. Darin, daß solche Häuser transportabel sind, liegt die meiste Aussicht für deren Verbreitung.

(D. herr. Ung. Montan-Zeit.)

„Erst ein Stückchen, dann ein Schlüchden!“

(Illustration S. 581.)

Die Grete jüngst zum Brunnen schritt,
Jedoch der Weg ist lang,
Drum nahm ein Butterbrod sie mit
Zu solchem schweren Gang.

Am Brunnen steht der lust'ge Frit
Und wehrt den Zugang ihr;
„Der machst dich wieder einen Witz,“
Denkt Grete, „heut mit mir.“

„Gib frei den Weg!“ Es lacht der Frit
Und weicht nicht dem Gebot,
„Tribut will ich,“ so spricht er spitz,
„Teil erst mit mir dein Brod!“

Die kleine Grete wird erst rot
Und seufzt und spricht dann: „Ach!“
Wehmüthig reicht sie ihm das Brod:
„Der Klügste gibst halt nach.“

A. Titus.



Auflösung des Rebus in Nr. 22:
Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen.